Anzahl von Beyschläferinnen sich zu halten. Der eigentliche Fürst heißt Kubo. Seine Gewalt kennt keine andre Schranken, als seine Launen. Das Herkommen legt ihm nur einige äußerliche Bezeugungen der Ehrerbietung gegen den Dairo auf, den er seiner Krone beraubt hat. Die Anzahl seiner Truppen soll, wie man sagt, auf 400,000 Mann Fußvolk und 60,000 Reuter sich belaufen. Unsre Reisende schätzen seine Einkünfte auf 700 Millionen.

Die Japaner haben einen harten und wilden Charakter; und der rauhen Erziehung, die sie bekommen, haben sie eben so sehr, als dem Einflusse des Klima, das bald rauh, bald brennend heiß ist, den düstern und melancholischen Sinn zu verdanken, welcher sie von allen asiatischen Völkern unterscheidet.

In China giebt man den Kindern Lehrbücher in die Hände, die sie alle ihre Pflichten einzeln lehren, und das Glück der Jugend ihnen zeigen: die japanischen Kinder läßt man Gedichte auswendig lernen, in welchen die Tugenden ihrer Vorfahren besungen werden, und welche Verachtung gegen das Leben, und Muth zum Selbstmorde einflößen. Diese Gesänge, diese Gedichte, die voll Nachdruck und Anmuth seyn sollen, erzeugen Schwärmerey. Die Erziehung der Chineser bildet die Seele, gewöhnt sie zur Ordnung: die

dieser im Grunde völlig übereinstimmen, beobachten keine so genaue Hierarchie.

Die Portugiesen waren das erste europäische Volk, welches in Japan ländete. Im Jahre 1542 warf ein Sturm eines ihrer Schiffe auf die Küsten dieses Reichs. Diejenigen, welche darauf waren, wurden günstig aufgenommen. Man gab ihnen alles, was sie zu ihrer Erfrischung und zur Ausbesserung ihres Schiffes nöthig hatten. Bey ihrer Rückkehr nach Goa sagten sie, was sie gesehen, berichteten dem Vicekönig, daß ein neues sehr reiches und bevölkertes Land sich dem Eifer der Missionarien und dem Fleisse der Kaufleute anböte. Beyde reiseten nach Japan. Sie wurden mit den lebhaftesten Freundschaftszeichen aufgenommen. Alle Häven standen ihnen offen. Jeder von den kleinen Königen, welche damals das Land unter sich getheilt hatten, suchte sie in seine Staaten zu ziehen. Man wetteiferte mit einander, wer ihnen die grösten Vortheile anbieten, die grösten Privilegien geben, ihren Handel am meisten erleichtern würde. Die Kaufleute trieben einen ausserordentlichen großen Handel. Sie brachten nach Japan die indischen Waaren, die sie von verschiedenen Märkten zogen, so wie auch die portugiesischen, welchen Makao zur Niederlage diente. Der Dairo, die unrechtmäßigen Besitzer seiner Landeshoheit, die Großen des Reichs, die ganze

Nation, alle kauften die Erzeugnisse Europens und Asiens in unbeschreiblicher Menge. Die Portugiesen brachten aus Japan alle Jahre für 14 bis 15 Millionen Gold, Silber und Kupfer. — Ueberdas heuratheten sie die reichsten Töchter des Landes, und verbanden sich mit den mächtigsten Familien.

Dieser glückliche Zustand dauerte nicht ein völliges Jahrhundert lang. Die Portugiesen, trunken von dem großen Ansehen, das sie in Japan genossen, liessen die Pflichten außer Acht, welche Wohlstand und Ehrbarkeit fodern. Sie wurden der Regierung durch ihren Ehrgeiz, durch ihre Intriguen, vielleicht durch heimliche Verschwörungen verdächtig. Nicht weniger wurden sie dem Volke durch ihren Geiz, ihren Stolz, und ihre Treulosigkeiten verhaßt. Doch weil man sich an die Waaren, die sie brachten, gewöhnt hatte, und man keinen andern Weg hatte, sie zu bekommen, als ihre Schiffe, so glaubte man, eine Zeitlang ihnen durch die Finger sehen zu müssen. Erst zu Ende des Jahrs 1638 da andere Kaufleute ihren Verlust ersetzen konnten, wurden sie aus Japan verbannt.

Die Holländer, die seit einiger Zeit den japanischen Handel neben ihnen getrieben hatten, wurden nicht in ihr Unglück verwikelt. Da diese Republikaner nicht so vielen Eifer, sich in die

Ungeachtet ihres kleinen Wuchses, ihres hagern Körpers, und ihrer zärtlichen Stimme haben die Araber ein starkes Temperament, braunes Haar, ein schwarzgelbes Gesicht, schwarze und lebhafte Augen, eine geistreiche Gesichtsbildung, die aber selten etwas angenehmes hat. Dieser Kontrast von Gesichtszügen und Eigenschaften, die sich nicht mit einander zu vertragen scheinen, haben, wie es scheint, sich in diesem Zweige des Menschengeschlechts vereinigt, um ein ganz besonderes Volk daraus zu schaffen, dessen Bildung und Charakter sehr stark gegen seine Nachbarn, die Türken, Afrikaner und Perser absticht. Sie sind bedächtlich und ernsthaft, setzen eine Ehre in ihre langen Bärte; sie reden wenig, ohne einige Bewegung, ohne sich zu unterbrechen, ohne beleidigende Ausdrücke zu gebrauchen. Unter sich beobachten sie die strengste Redlichkeit. Dies ist eine Folge der Eigenliebe und des Patriotismus, welche mit einander verbunden, Ursache sind, daß ein Volk, eine Horde, eine Gesellschaft sich schätzt, ehrt, und allen übrigen Nationen vorzieht. Je länger sie ihr Phlegma behalten, desto fürchterlicher ist ihr Zorn. Es fehlt ihnen nicht an Fähigkeiten und offnem Kopfe zu den Wissenschaften; aber sie legen sich wenig darauf, vielleicht aus Mangel an Unterstützung, vielleicht auch, weil sie sich kein Bedürfnis dazu fühlen. Die heutigen Araber

haben den Charakter wenig geändert, den sie von dem Klima oder den Gewohnheiten angenommen haben.

Die Araber, die an dem indischen Ozean und an dem rothen Meere sich aufhalten, welche das so genannte glückliche Arabien bewohnen, waren ehemals ein sanftmüthiges Volk, das eifersüchtig auf seine Freyheit, zufrieden mit seiner Unabhängigkeit war, und nicht auf Eroberungen dachte. Sie liebten allzusehr den schönen Himmelsstrich, unter dem sie lebten, das Land, das fast ohne Wartung und Pflege ihre Bedürfnisse befriedigte, um einen Trieb in sich zu fühlen, in einem andern Klima, über andere Länder zu herrschen. Muhamed flößte ihnen andere Gesinnungen ein; aber heut zu Tage findet man keine Spur mehr von der Gährung, die er verursacht hatte. Sie bringen ihr Leben mit Tabakrauchen, mit Kaffee, Opium und Sorbettrinken zu, und räuchern ihre Kleider, die ein wenig mit Rosenwasser besprengt sind, mit den ausgesuchtesten Wohlgerüchen. Vor oder nach diesen Vergnügungen hört man oft Liebesgedichte, die so voll Reiz, so wollüstig, so fein in Empfindung und Ausdrücken sind, daß kein einziges Volk weder aus den alten noch den neuern Zeiten ihnen gleich kömmt. Die Sprache, welche sie in diesem Leben mit ihren Geliebten führen, scheint dieselbe zu seyn, die sie in der andern Welt gegen ihre

Reis, Ingwer, Pfeffer und indischer Safran; aus Kairo Holz und Kardamomen; aus den maldivischen Inseln Benzoe, Adlerholz, Pfeffer, welchen diese Inseln im Tausch einhandeln; aus Koromandel 4 oder 500 Ballen Zeuge, die fast alle blau sind. Der gröste Theil dieser Waaren, welche um 6 Millionen können verkauft werden, wird in dem Innern des Landes verbraucht. — Das übrige, besonders die Zeuge, wird in Abyssinien, zu Sokotora, und auf der östlichen Küste von Afrika vertheilt.

Keines von den Geschäften, welche zu Mokha, so wie auch in ganz Jemen, selbst zu Sanaa, der Hauptstadt desselben, gemacht werden, ist in den Händen der Eingebohrnen des Landes. Die Erpressungen der Regierung, denen sie beständig ausgesetzt sind, erlauben ihnen nicht einmal, sich darum zu bekümmern. Alle Handelshäuser werden von Banianen aus Surate oder Guzerat gehalten, welche immer, so bald sie ihr Glück gemacht haben, wieder nach ihrem Vaterlande zurück eilen. Sie treten alsdann ihre Handelshäuser an Kaufleute von ihrer Nation ab, welche auch wieder wegziehen, und andern ihre Stelle überlassen.

Die Engländer und Franzosen, die aus einem Indien in das andre fahren, gehen alle Jahre in das rothe Meer. Ob sie gleich dort ihre Waaren

mit Vortheile absetzen, so können sie doch niemals eine Rückladung zusammenbringen. Sie nehmen um eine geringe Fracht den Kaffee der Handelsgesellschaften mit, den sie in die Schiffe ausladen, welche sie von Malabar, und Koromandel nach Europa abschicken. Die holländische Gesellschaft, welche ihren Unterthanen alle Ausrüstungen untersagt, und auch selbst keine Schiffe nach dem arabischen Meerbusen abschickt, beraubt sich selbst des Antheils, den sie an diesem Zweige des Handels nehmen könnte. Sie hat überdies noch auf den viel einträglichern Handel von Dschedda Verzicht gethan.

Dschedda, ist ein Haven an der Mitte des arabischen Meerbusens, 15 oder 16 Meilen von der heiligen Stadt. Er ist so ziemlich sicher; aber die Einfahrt in denselben ist mühsam. Die Handelsgeschäfte haben 9 bis 10 tausend Innwohner dahin gezogen, welche fast alle in Hütten wohnen, eine ungesunde Luft athmen, und salzichtes Wasser trinken müssen. Die Regierung ist daselbst vermischt. Der Scherif von Mekka, und der Großherr, welcher eine schwache und unnütze Besatzung hier unterhält, theilen sowohl die Gewalt als auch die Einkünfte des Kaufhauses unter sich. Diese Abgaben sind 8 vom 100 für die Europäer, und 13 für alle übrigen Völker. Man entrichtet dieselben immer in Waaren,

welche

welche hernach die Befehlshaber die Handelsleute im Lande zwingen sehr theuer anzukaufen. Schon lange wären die Türken, welche aus Aden, Mokha und ganz Jemen vertrieben worden, auch hier nicht mehr geduldet, wenn man nicht befürchtet hätte, daß sie sich einer Rache überlassen möchten, welche den Wallfarten und dem Handel ein Ende machte.

Surate schickt jährlich 3 Schiffe nach Dschedda, welche mit Zeugen von allen Farben, mit Chaalen, mit Stoffen aus Seide und Baumwolle verfertigt, oft mit goldnen und silbernen Blumen gestickt, beladen sind. Aus dem Verkaufe dieser Waaren löst man 9 bis 10 Millionen Livres. Zur nemlichen Bestimmung gehen auch aus Bengala zwey, und sehr oft drey Schiffe ab, deren Ladungen, welche den Engländern gehören, ein Drittel weniger werth seyn können, als die von Surate. Sie bestehen in Reis, Ingwer, Safran, Zucker, einigen Seidenwaaren, und einer großen Menge meist gemeiner Leinenzeuge.

Dschedda wird wie der Haven von Mekka angesehen, ob es gleich ungefähr 10 Meilen davon entfernt ist. Diese Stadt war den Arabern von jeher lieb. Sie glaubten, daß sie Abrahams Wohnplatz gewesen wäre, und ströhmten von allen Orten her einem Tempel zu, für dessen Stifter sie ihn hielten. Muhamed, um die Menge

ihren Weg durch das wüste Arabien nehmen, daß sie nicht durch die Zollhäuser und die Erpressungen ausgesaugt werden, welche den Handel nach Suez und Basra untergraben und verderben. Das Geld dieser Pilger, das Geld der Flotte, dasjenige, welches die Araber aus dem Verkaufe ihres Kaffee's ziehen, verliert sich in Indien. Die Schiffe von Surate, Malabar, Koromandel und Bengala nehmen jährlich 14 bis 15 Millionen Livres und ungefähr den achten Theil von dieser Summe in Waaren mit. Von diesen Reichthümern haben die Engländer vor allen handelnden europäischen Nationen den grösten Theil an sich gezogen.

Ungefähr 120 Meilen von Mekka bey der Mündung des persischen Meerbusens liegt die Stadt Maskate. Seit 40 Jahren fängt ihr Handel, welcher lang darnieder gelegen war, wieder an aufzublühen. Ihr Gebiet, welches einem Iman gehört, und eines der einträglichsten in Arabien ist, braucht für sich selbst Reis, blaue Zeuge, Eisen, Blei, Zucker, einige Spezereien, welche Sachen man mit Myrrhen, Weihrauch, arabischem Gummi und ein wenig Geld bezahlt. Doch wäre dieses nicht hinlänglich, die Schiffe dahin zu locken, wenn Maskate nicht eine vortreffliche Niederlage für die in der Mitte des persischen Meerbusens gelegene Orte wäre. Alle handelnden

Der jährliche Ertrag der Perlenfischerei auf der Höhe von Baharein wird fast auf 4 Millionen geschätzet. Die ungleichen Perlen kommen meistens nach Konstantinopel, und in die übrige Türkei. Die großen dienen daselbst zum Kopfputze, und die kleinen werden in den Stikereien angebracht. Die vollkommenen Perlen sind allein Surate vorbehalten, und von dannen kommen sie in ganz Hindistan. Man darf nicht fürchten, daß ihr Preis daselbst fallen, oder daß sie nicht mehr in solcher Menge abgehen werden. Dieser Pracht ist die stärkste Leidenschaft der Frauenspersonen, und der Aberglaube vermehrt noch den Abgang derselben. Es ist kein Baniane, der sich nicht eine Religionspflicht daraus macht, bey seiner Verheuratung wenigstens eine Perle durchzubohren. Bey einem Volke, dessen Sittenlehre und Staatsklugheit in Allegorien verhüllt ist, und bey welchem die Allegorie zur Religion wird, mag nun der geheime Sinn dieses Gebrauches seyn, welcher er wolle, so ist doch dieses Sinnbild jungfräulicher Schamhaftigkeit dem Perlenhandel nützlich. Diejenigen, welche nicht frisch durchstochen worden sind, dienen wohl zum Putze, aber nicht zu der Heuratscerimonie, wo man wenigstens eine ungebrauchte Perle haben will. Daher sind sie auch beständig 25 bis 30 aufs 100 weniger werth, als diejenigen, welche gerades

Weges von dem Meerbusen ankommen, in welchem sie gefischt worden sind.

VIII.

Beschreibung von Hindistan.

Ob man gleich unter dem allgemeinen Namen Ostindien gewöhnlich die großen Länder versteht, welche jenseits des arabischen Meeres, und des Königreichs Persien liegen; so ist doch Hindistan im engern Verstande nur dasjenige Land, welches zwischen den zween berühmten Flüssen, Indus und Ganges, eingeschlossen ist, die sich beyde in einer Entfernung von 400 Meilen in das indische Meer ergiessen. Diese weite Strecke wird durch eine Kette hoher Gebirge von Norden gegen Mittag durchschnitten, welche sich bey dem komorinischen Vorgebirge endigt, und die Küste von Malabar von der Küste von Koromandel absondert.

Auffallend merkwürdig, und vielleicht einzig in seiner Art ist es, daß diese Bergkette eine von der Natur aufgerichtete Scheidewand zu seyn scheint, um entgegengesetzte Jahrszeiten zu trennen. Blos die Dicke dieser Gebirge scheidet daselbst den Sommer von dem Winter, oder die schönen Tage von der Regenzeit; denn man weis, daß es zwischen den Wendezirkeln keinen Winter

giebt, sondern durch dieses Wort in Indien diejenige Jahrszeit verstanden wird, wo die Wolken, welche die Sonne aus dem Meere anzieht, von den Winden mit Gewalt an die Berge angetrieben werden, zerplatzen, und sich in Regengüsse auflösen, die mit öftern Ungewittern begleitet sind. Daraus entstehen Waldströhme, die sich von den Höhen herabstürzen, die Flüsse schwellen, und die Ebenen überschwemmen. Dann schwimmt alles in feuchter und dicker Finsternis. Der Tag selbst wird durch schwarze Dünste verdunkelt. Aber, wie der Abgrund, der die Keime der Welt vor der Schöpfung bedeckte, so ist diese neblichte Jahrszeit die Mutter der Fruchtbarkeit. Denn alsdann bekommen die Pflanzen und Blumen den meisten Saft und die schönste Blüte; alsdann gelangen die meisten Früchte zu ihrer Reife.

Der Sommer behauptet freilich in diesem Wohnplatze der Sonne seine Rechte besser, als der Winter. Der Himmel, von keinem Gewölke überdeckt, das seine Strahlen der Erde entziehen könnte, ist wie ein glühendes Erz. Doch mäßigen die Seewinde, welche den Tag über wehen, und die Landwinde, welche sich zu Nacht erheben, und periodisch abwechseln, die Hitze der Atmopsphäre. Allein die Windstillen, welche bisweilen herrschen, ersticken diese sanft wehende Kühlung, und überlassen die Einwohner einer verzehrenden Tröckne.

Der Einfluß der beiden Jahrszeiten ist auf den beiden indischen Meeren noch merklicher, wo man sie durch die Namen trokne, und regnerische Moussons unterscheidet. Während als die wiederkehrende Sonne im Frühlinge Stürme und Schiffbrüche auf dasjenige Meer bringt, welches die Küsten von Malabar bespület; so sieht die Küste von Koromandel die leichtesten Schiffe ohne Gefahr auf einem ruhigen Meere dahin schwimmen, wo die Steuerleute weder Kenntnisse noch Vorsicht nöthig haben. Allein der Herbst, welcher in seiner Reihe den Zustand der Elemente verändert, führt auf die westliche Küste die Ruhe, und wehet die Stürme auf das östliche Meer Indiens. So giebt er Frieden, wo Krieg war, und erregt Krieg, wo der holdeste Friede lächelte.

Dieses schöne und reiche Land reizte, wann man ungewissen Ueberlieferungen trauen will, die Habsucht der ersten Eroberer der Erde. Allein Bacchus, Herkules, Sesostris, Darius mögen mit den Waffen in der Hand diesen großen Theil unsers Erdballs durchstreifet haben oder nicht; so ist es doch gewiß, daß er für die Griechen eine unerschöpfliche Quelle von Erdichtungen und Wundern gewesen ist. Diese Hirngespinnste bezauberten so sehr ein Volk, das immer leichtglaubig war, weil es sich immer von seiner Einbildungskraft

beherrschen ließ, daß man selbst in den aufgeklärtesten Zeiten der Republik noch nicht davon zurückgekommen war.

Wenn man die Sache in ihr rechtes Licht setzt, so findet man, daß eine reine Luft, gesunde Speisen, eine große Mäßigkeit die Menschen frühzeitig in Hindistan ungemein vermehrt hatten. Sie kannten schon Geseze, Sitten und Künste, als der übrige Theil der Erde noch unbewohnt, oder wild war. Weise und glückliche Verordnungen verwahrten diese Völker vor der Sittenverderbnis, die sonst nichts zu thun zu haben schienen, als die mannigfaltigen Wohlthaten des Bodens und des Klima zu geniessen.

Als Alexander sich in diesen Gegenden zeigte, waren sie in unendlich viele kleine Staaten zertheilt. Eine solche Eintheilung konnte dem Helden aus Mazedonien keine gar fürchterliche Spitze bieten; deswegen waren auch seine Eroberungen wie ein reissender Strohm. Er würde alles unter sich gebracht haben, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn mitten in seinen Siegen dahin gerafft hätte.

Der Indianer Sandrokotus, welcher dem Helden auf seinen Zügen gefolgt war, hatte dadurch die Kriegskunst erlernt. Dieser Mann, dem seine Talente, Ansprüche und hohe Geburt ersezten, brachte eine zahlreiche Armee zusammen,

und vertrieb die Mazedonier aus den Provinzen, welche sie an sich gerissen hatten. Da er der Retter seines Vaterlandes war, machte er sich zum Herrn desselben, und brachte ganz Hindistan unter seine Gewalt. Man weis nicht, wie lang seine Regierung, oder das Reich, das er gegründet, gedauert hat.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts breiteten sich die Araber in Indien aus, wie auch in verschiedenen andern Ländern. Sie brachten einige Inseln unter ihre Botmäßigkeit. Allein sie begnügten sich mit dem ruhigen Handel auf dem vesten Lande, und errichteten daselbst wenig Niederlagen. Dreyhundert Jahre hernach griffen Barbaren, die mit ihnen einerley Religion hatten, und aus Khorassan kamen, unter der Anführung Mahmouds Indien von Norden an, und dehnten ihre Räubereien bis nach Guzerat aus. Sie nahmen aus diesen reichen Gegenden unermeßliche Beute mit, die sie in ihren unfruchtbaren Wüsten vergruben.

Noch war das Andenken dieser Bedrängnisse nicht erloschen, als Dschinkischan, welcher an der Spitze seiner Tartaren den grösten Theil Asiens überwunden hatte, zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts seine siegreichen Waffen an das westliche Ufer des Indus trug. Man weis nicht, was für einen Antheil dieser Eroberer und

seine Nachkommen an den Staatsgeschäften Hindistans genommen haben. Wahrscheinlicher Weise beschäftigten sie sich nicht stark damit; denn wenige Zeit hernach sieht man die **Patanen** in diesem schönen Lande regieren.

Diese waren rohe, wilde Menschen, welche hordenweise aus den Gebirgen von Kandahar zogen, sich in den schönsten Provinzen Hindistans ausbreiteten, und daselbst nach und nach verschiedene von einander unabhängige Reiche errichteten.

Kaum hatten sich die Indianer an dieses neue Joch gewöhnt, so mußten sie wieder ihren Herrn ändern. **Tamerlan**, welcher aus der großen Tartarei kam, und durch seine Grausamkeiten und Siege schon berühmt war, erscheint zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den nördlichen Gegenden Hindistans mit einem kriegerischen, siegenden, nicht zu ermüdenden Heere. In eigner Person versichert er sich der nördlichen Provinzen, und überläßt seinen Befehlshabern die Plünderung der mittäglichen. Man glaubte, er wäre entschlossen, ganz Indien zu unterjochen, als er plözlich seine Waffen gegen Bajazet kehrte, ihn überwand, vom Throne stieß, und durch die Vereinigung aller seiner Eroberungen sich Herr des unermeßlichen Landes sah, das sich von dem herrlichen Smyrna bis an die glücklichen Ufer

des Ganges erstreckt. Blutige Kriege folgten auf seinen Tod. Seine reiche Beute wurde seiner Nachkommenschaft entrissen. Babar, der sechste Abstämmling eines seiner Kinder, erhielt allein seinen Namen.

Dieser junge Prinz, der in der Weichlichkeit erzogen war, regierte zu Samarkand, wo sein Anherr seine Tage geendigt hatte. Die usbekischen Tartarn stürzten ihn vom Throne, und nöthigten ihn, sich nach Kabulistan zu flüchten. Nanguildas, Befehlshaber der Provinz, nahm ihn auf, und gab ihm eine Armee. Er that noch mehr; er rieth ihm Hindistan zu überfallen, und sich eines Landes zu bemächtigen, das durch die unaufhörlichen Kriege zwischen den Indianern und Patanen zerrüttet war. Ein so großmüthiger Rath machte auf Babars Seele einen tiefen Eindruck. Ohne Zeitverlust wurde der Plan dieser unrechtmäßigen Eroberung entworfen, und mit vieler Klugheit und Thätigkeit befolgt. Auch krönte ihn der glückliche Ausgang. Die nördlichen Provinzen, Delhy selbst, unterwarfen sich nach einigem Widerstande. Ein flüchtiger Monarch hatte die Ehre, die Macht der mogolischen Tartarn zu gründen, welche noch besteht, aber heut zu Tage wanket, und unter den Waffen vieler unrechtmäßigen Beherrscher ihrem Untergange nahe ist.

Die Völker in Indien sind in verschiedene Kasten vertheilt, die sich niemals mit einander vermengen. Die erste begreift die Braminen, die Nachkommen der Brachmanen, deren Amt in den priesterlichen Verrichtungen besteht. Die Krieger machen die zweyte aus. Man nennt sie Nairs in Malabar. Sie sind überhaupt wohlgebildet und tapfer; aber dabei stolz, weibisch und abergläubisch. In der dritten Klasse sind alle die, welche sich mit dem Akerbaue beschäftigen. Es giebt wenig Länder, wo sie mehr den Dank ihrer Mitbürger verdienen. Sie sind arbeitsam, fleißig, verstehen vollkommen die Art, wie sie das Wasser vertheilen, und den brennenden Boden, den sie bearbeiten, so fruchtbar, als möglich machen sollen. Sie sind in Indien die edeldenkendsten, und tugendhaftesten unter den Menschen, so wie sie es überall sind, wo die Regierung aufgeklärt genug ist, ihre Arbeit nach Verdienst zu schätzen.

Die Zunft der Handwerker ist in so viele Klassen getheilt, als es Handwerker giebt. Man kann nie das Handwerk verlassen, welches die Aeltern getrieben haben. Daher haben sich Industrie und Sklaverei einträchtig mit einander fortgepflanzt, und die Künste nur so weit gebracht, als sie kommen können, wenn sie die Hilfe des Geschmaks und der Erfindungskraft entbehren müssen, die nicht leicht anders, als aus dem Wett-

eifer und der Freiheit entstehen. Außer diesen Zünften ist noch eine fünfte, welche der Ausschuß aller übrigen ist. Diejenigen, aus welchen sie besteht, treiben die niedrigsten Verrichtungen. Sie begraben die Todten, schaffen den Unflat weg, nähren sich von dem Fleische der Thiere, welche eines natürlichen Tods gestorben sind. Der Zutritt in die Tempel und auf die öffentlichen Märkte ist ihnen versagt. Man vergönnt ihnen den Gebrauch der gemeinen Brunnen nicht. Ihre Wohnungen sind an dem Ende der Städte, oder machen allein stehende Dörfer auf dem Lande aus; sie dürfen selbst nicht einmal durch die Straßen gehen, in welchen die Braminen wohnen. Sie dürfen, wie die übrigen Indianer, sich mit dem Akerbau abgeben, aber nur für die andern Kasten; und sie haben niemals eigne, ja nicht einmal gepachtete Felder. Der Abscheu, welchen sie einflößen, ist so groß, daß, wenn sie von ungefähr jemand berühren würden, der nicht von ihrer Zunft wäre, man sie ungestraft eines Lebens berauben könnte, welches zu gering geachtet ist, um des Schutzes der Geseze würdig zu seyn.

Alle Theile von Indien seufzen unter dem entehrendsten Despotismus. Der Indianer ist nicht Herr über sein Leben, man kennt kein Gesez, welches dasselbe gegen die Launen des Despoten,

ja nicht einmal gegen die Wuth seiner Abgeordneten schützen könnte. Er ist nicht Herr über seinen Geist; alle Wissenschaften, welche das Wohl der Menschheit betreffen, sind ihm untersagt, und alle diejenigen, welche ihm erlaubt sind, zweken in gemeinschaftlichem Bestreben zu seiner grösten Dummheit ab. Er ist nicht Herr über das Feld, das er anbaut; die Ländereien und ihre Erzeugnisse gehören dem Fürsten, und es ist viel gewonnen für den Akersmann, wenn er von seiner Arbeit sich hinlängliche Nahrung für sich und seine Familie versprechen darf. Er ist nicht Herr über seine Industrie und Erfindsamkeit; jeder Künstler, der so unglücklich ist, ein wenig Talent zu zeigen, lauft Gefahr zum Dienste des Fürsten, seiner Befehlshaber, oder sonst eines reichen Mannes bestimmt zu werden, welcher das Recht erkauft hat, ihn nach seinem Willen zu beschäftigen. Er ist nicht Herr über seinen Reichthum; um den Erpressungen zu entgehen, vergräbt er sein Gold in die Erde, und läßt es auch bey seinem Tode noch darinn, aus der närrischen Ueberzeugung, daß es ihm in einem andern Leben dienen könne.

Ungeachtet dieser drükenden Last der willkürlichen Gewalt, sind die Indianer doch von Natur zur Freude und Munterkeit aufgelegt. Sie lieben das Spiel, den Tanz, die Schauspiele und die

Musik.

Musik. Es giebt wohl kein mäßigeres Volk als sie. Reis im Wasser abgekocht, Kräuter, Hülsenfrüchte, Milchspeisen und etwas Obst ist ihre gewöhnliche Nahrung. Die Tamuler, welche die Küste von Koromandel bewohnen, essen nur zweymal des Tages, und was man das Frühstück nennen kann, ist nichts anders als Reiswasser, oder dünner Reis, der vom vorigen Abend ist aufbehalten worden. Doch giebt es Kasten, welche Fische und Hammelsfleisch essen; aber es ist dieses nicht ihre gewöhnliche Nahrung. Nur bei Festen entfernen sie sich von dem allgemeinen Geseze, sich von allem was Leben hatte zu enthalten. Die Parcas allein, die man für ehrlos hält, essen Rindfleisch oder Büffelfleisch. Dies ist ein Greuel, den das Vorurtheil unter die großen Verbrechen gerechnet hat. Wer sich dessen schuldig macht, wird aus seiner Kaste ausgestoßen.

Die Indianer verabscheuen jedes berauschende Getränke. Nur die niedrigsten Kasten trinken solches, und wenn die andern sich den Gebrauch desselben bisweilen erlauben, so geschicht es in der grösten Stille. Ihre Feste haben die Nüchternheit, Mäßigkeit und Einfalt der Sitten der Menschen in dem goldnen Zeitalter: Zwiebak in der Milch, ein wenig mit Zucker überstreuet, und Kuchen in Butter oder Oel gekocht, sind für sie

In Indien haben die Künste, nach Herrn Sonnerats Bericht, wie bei allen morgenländischen Völkern, sehr wenig Fortgang gehabt. Die Tirannei einer despotischen Regierung, die Hitze eines entnervenden Klima, und die sklavische Anhänglichkeit an alte Gebräuche haben sich immer der Entwiklung der natürlichen Talente dieser Völker entgegengesezt. Die Malerei ist bei ihnen noch in ihrer Wiege. Ein Gemälde, auf welchem man viel roth und blau sieht, und dessen Figuren in Gold gekleidet sind, reißt sie zur Bewunderung hin. Sie verstehen nicht Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, machen die Gegenstände nicht rund und erhaben, und kennen keine perspektivische Darstellung. Ihre besten Gemälde sind sehr schlecht.

Die indianische Bildhauerei ist nicht besser, als ihre Malerei. Alle Statuen, welche man in den Tempeln sieht, sind schlecht gezeichnet, und eben so schlecht ausgearbeitet. Die Gewande sind steif und ohne Reiz. Nie warfen die Künstler nur einen fliegenden Blik auf die Natur hin, ehe sie den Meisel ergriffen.

Die Baukunst kennt bey ihnen weder Regeln noch Methode. In den großen Thürmen, die über den Thoren der Tempel stehen, sieht man oft sehr niedrige, oft sehr hohe Stockwerke. Die zahlreichen Säulen, welche das Innere dieser heiligen

Oerter zieren, haben ebenfalls kein gewisses Ebenmaas. Einige sind unten sehr dik und endigen sich obeliskenförmig; andere sind unten sehr dünn und oben sehr dik.

Die Musik ist mit den andern Künsten in gleich unvollkommenem Zustande. Der Gesang hat keine Harmonie. Einer singt laut, der andere heimlich, 4 bis 5 Noten, die mit einer Art von Gesumse anfangen, das bis an das Ende des Verses steigt, wo es alsdann in ein lautes Geschrei ausbricht. Sie haben verschiedene Instrumenten, die aber zur Begleitung der Stimme nicht gemacht scheinen. Dasjenige, welches den meisten Lärmen macht, ist in ihren Ohren das schönste und harmonischste.

Die Kenntnisse der Indianer in der Arzneikunst schränken sich auf die Verfertigung und Anwendung einiger einfachen Mittel ein. In diesem Lande sind die Krankheiten sehr schwer zu heilen, wegen der Art, wie man sie behandelt, und weil man in denselben fast immer eine Mischung von venerischem Gifte antrift.

Die Indianer bilden sich wegen ihrer übermäßigen Leichtglaubigkeit ein, man könne durch die Menge der Arzneien gesund werden, und schenken ihr ganzes Vertrauen einem Marktschreier, der oft ein Vierteljahr vorher noch Wascher, Weber oder Schlosser gewesen, und der, weil

er aus Mangel der Arbeit nicht mehr leben konnte, Arzt wurde.

Doch ist bei ihnen kein Arzt geschikter, als der andre. Die Indianer treiben diese Kunst fast alle. Von ihrer Kindheit an lehrt man sie etliche einfache Mittel kennen und verschiedene Rezepte, die sich von Vater auf Sohn fortpflanzen. Dies ist für sie ein Hilfsmittel im Elende. Auch machen sie oft aus Pflanzen, deren Eigenschaften sie nicht kennen, ein Gemengsel, dessen Wirkungen sie eben so wenig wissen.

Die nothwendigsten Handwerker sind nicht auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebracht worden, als die Künste. Der indianische Zimmermann kennt keine andere Werkzeuge, als den Hobel, den Meisel, den Winkelbohrer, den Hammer und eine Art von Axt. Der Boden dient ihm zum Werkbanke, und der Fuß zur Klammer; aber er braucht auch einen Monat Zeit, das zu verfertigen, was unsere Arbeiter in dreyen Tagen zu Ende bringen.

Vergebens zeigt man ihnen die geschwindeste und und leichteste Art, Holz zu sägen. Sie behelfen sich lieber mit dem fehlerhaften Verfahren, das sie von ihrem Vater erlernt haben, als daß sie dasjenige annehmen, welches ihnen Fremde vorschlageu. Der Säger macht sein Stük Holz zwischen zween Balken vest, die im Boden stecken,

Werkzeuge. Er verfertigt seine Schmelztiegel auf der Stelle, mit Leimen, unter welchen er Staub, Kohlen und Kuhmist mengt, welches ihnen Bestigkeit giebt, und sie verhindert im Feuer zu springen. Für 12 Sous muß der Meister und der Lehrjunge den ganzen Tag arbeiten.

Der Schuster, welcher zur niedrigsten und ärmsten Zunft unter allen Handwerkern gehört, hat keine andre Werkzeuge als seine Pfrieme und sein Messer; kein Magazin für Leder und Leisten. Wenn man ein Paar Schuhe braucht, so muß man ihm dasselbe vorher bezahlen; aus diesem Gelde kauft er alsdann einen Seehund, dessen Fell dazu dienen soll. Er verarbeitet es den nemlichen Tag, an welchem er es abgezogen, und den folgenden liefert er seine Schuhe.

Der Weber schlägt seinen Stuhl des Morgens vor seiner Thüre unter einem Baume auf, und legt ihn, wann die Sonne untergeht, wieder aus einander. Dieser Stuhl ist sehr einfach. Er besteht blos aus zwo Walzen auf vier Stücken Holz, welche in dem Boden stecken. Zween Stöcke, welche durch den Aufzug gehen, und an den Enden vestgemacht sind, einer durch zwey Seile, welche an den Baum gebunden sind, unter dem der Stuhl steht; der andre durch zwey andre Seile, welche an die Füsse des Webers gebunden sind, machen, daß dieser leicht die Fäden des

Aufzugs absondern kann, um den Eintrag durchzuschiessen.

Auch der Akerbau erscheint bei den Indianern in keinem größern Glanze. Sie können nicht impfen. Ihre Gärten bestehen aus etlichen Vierekken mit **Brede**, **Beringede** und Bohnen. Weil der Reis ihre vornehmste Nahrung ist, so haben sie sich darauf gelegt, ihn zu bauen. Da er nur im Wasser wächst, und der gröste Theil des Bodens, besonders auf der Küste von Koromandel, troken und sandig ist, so haben sie ihren Fleis angewendet, Maschinen zum wässern zu erfinden.

Alle Grundstüke sind in kleine Viereke von 50 bis 60 Toisen abgetheilt, und durch eine ziemlich veste Erhöhung von einander abgesondert. Auf diese Art macht jedes Vierek einen Behälter aus, in welchem sich das zur Reispflanzung unumgänglich nöthige Wasser sammelt. Man leitet es durch Rinnen aus einem Viereke in das andre; so daß man vermittelst eines einzigen Schwengelbrunnens (bascule) ein ungemein großes Stük Land wässern kann.

Die Religion der Bramen ist eine der ältesten auf der Welt. Wenn es wahr ist, daß die Schönheit des Klima den Schöpfer bewogen hat, Indien zur Wiege des Menschengeschlechtes zu machen, so kommen von den Brachmanen die meisten Religionslehren her, welche lange die

Richtschnur der Handlungen der Völker auf der Erde gewesen sind. Um die Religion dieses ehrwürdigen Volkes zu kennen, ist es unnöthig die Archiven des Alterthums zu durchwühlen. Die Griechen und die Römer, die überall nur die Götter sahen, welche sie selbst geschnizt hatten, brachten nichts als Träume vor, wenn sie von dem Gottesdienste entfernter Nationen sprachen; und die Vergleichung, die man heut zu Tage zwischen der Lehre des Schastah, und derjenigen anstellen kann, welche die römischen Schriftsteller den Brachmanen zuschrieben, kann zur Genüge die unzähligen Irrthümer zeigen, welche sich darüber in die Jahrbücher des Menschengeschlechtes eingeschlichen haben.

Die Bramen erkennen nur einen Gott; und diese Lehre, die älteste und ehrwürdigste unter allen, ist vollkommen in ihren heiligen Büchern entwikelt. " Was soll man von Gott denken? liest man in dem Schastah; da er unkörperlich
„ ist, so ist er über allen Begrif erhaben; da er
„ unsichtbar ist, so kann er keine Gestalt haben;
„ aber aus dem, was wir in seinen Werken sehen,
„ können wir schliessen, daß er ewig, allmächtig,
„ allwissend, allgegenwärtig ist. „

In Indien sieht man, wie in allen Gegenden unserer Erde, zwo verschiedene Gattungen von Religionsmeinungen. Die erste, das Loos der

Philosophen und Verständigen, hat die gesunde Vernunft zum Grunde; die zweyte, das Erbtheil des Volkes, quillt aus jenen bejammernswürdigen Vorurtheilen, welche seit dem Anfange der Welt aus den Schwachheiten entstanden sind, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist. Die Eine erkennt nur das als Glaubenslehre, was der Schöpfer mit unauslöschlichen Zügen in das Herz aller Menschen gegraben hat; die andre, die sich eher von den Trieben der Sinne, als von der Vernunft leiten läßt, nimmt für Glaubensartikel, alle frommen Legenden, alle Allegorien an, die ihnen das leichtglaubige Alterthum überliefert hat. Aus einer Folge der Grundlehre in dem Glauben der Indianer, daß Gott die Seele der Welt ist, und folglich die ganze Natur durchströhmt, verehrt der Pöbel alle Elemente, und alle großen Gegenstände der Natur, wie wenn sie einen Theil der Gottheit in sich faßten; und wirklich ist es schwachen und von Natur furchtsamen Seelen sehr schwer, ohne in diesen Irrthum zu fallen, sich die Unermeßlichkeit des höchsten Wesens zu denken. Diese vernunftwidrige Verehrung verschiedener Gegenstände hat bei dem Pöbel den Glauben an untergeordnete geistige Wesen aufgebracht; allein die Braminen läugnen einstimmig das Daseyn der Untergottheiten und alle ihre Bücher bestätigen diese Behauptung.

Goutam, ein indianischer Philosoph, welcher vor ungefähr 4000 Jahren gelebt hat, glaubt, daß die Seele nach dem Tode einen Körper von Feuer, Luft und Akash annimmt, sie seye denn in dem fleischlichen Leibe, welchen sie bewohnte, gänzlich durch Frömmigkeit und Tugend gereinigt worden. In diesem Falle verliert sie sich in der großen Seele der Natur, und belebt kein Fleisch mehr. "Dies wird, sagt dieser Philosoph, die Beloh„nung aller derer seyn, welche Gott aus Bewun„derung und reiner Liebe, ohne irgend eine eigen„nützige Absicht anbeten." Was diejenigen betrift, welche ihn in Hoffnung einer künftigen Glükseligkeit verehren, so werden ihre Wünsche in dem Himmel eine gewisse Zeitlang befriediget werden; allein sie werden ihre Verbrechen durch Strafen, die ihnen angemessen sind, büßen müssen. Nach dieser Reinigung werden ihre Seelen auf die Erde zurück kehren, um sich neue Wohnungen zu suchen und werden mit dem ersten organisirten Purman sich vereinigen, welchen der Zufall bei ihrer Ankunft ihnen entgegen führen wird. Dann werden sie sich ihres vorigen Zustandes gar nicht erinnern können, wenn er ihnen nicht von Gott offenbaret wird: allein diese Gnade wird nur einer sehr kleinen Anzahl privilegirter Personen zu Theil.

Der Verfasser des Neadirsen, eines sehr alten Buches bei den Braminen, lehrt, daß die

Verbrechen der Väter auf die Kinder fallen, und daß durch eine Folge dieses Sazes, die Tugenden der Kinder die Strafen ihrer Väter in dem Nirik erleichtern, und ihre Rückkehr auf die Erde beschleunigen. Unter allen Lastern, welche die Menschheit entehren, sieht er die Undankbarkeit als das schändlichste an. „Die Seelen, welche sich dieses „abscheulichen Verbrechens schuldig gemacht „haben, sagt er, werden in der Hölle bleiben, „so lang die Sonne am Himmel leuchten wird, „oder bis zur gänzlichen Auflösung aller Dinge.„

Man sieht aus diesem Systeme, daß die Seelenwanderung die Lieblingsmeinung der Indianer ist. So dachten wirklich die Brachmanen über diesen Gegenstand; so denken auch noch ihre Nachkommen, die Braminen. Dieses Hirngespinnste, an welchem die meisten Völker des Alterthums hartnäkig hiengen, trieb sie an, auf ihren Gräbern Elephanten, Adler, Löwen, oder andere edle Thiere abbilden zu lassen, weil sie glaubten, daß vermittelst dieser Gemälde ihre Seelen in den Körper eines dieser Thiere wandern würden. Oft lassen andächtelnde Seelen, aus einer übelverstandenen Demuth die geringsten und verächtlichsten Thiere mit Fleiß auf ihren Sarg malen, um dadurch anzuzeigen, daß ihre Seele nicht verdient, edlere Körper zu bewohnen.

unvorsichtig, nicht darauf zu achten, so würde eine tüchtige Bastonnade unfehlbar der Lohn seiner Unbedachtsamkeit seyn.

Um die Ehrerbietung noch zu vermehren, welche das Volk gegen den Aberglauben hegt, so üben diese Fanatiker ganz außerordentliche Kasteiungen freiwillig gegen sich selbst aus. Die einen halten ihren Arm so lang gerade ausgestrekt, bis er steif wird, und bleiben ihr ganzes übriges Leben in diesem Zustande. Andere drüken ihre Fäuste so stark zusammen, daß die Nägel in das Fleisch gehen, und durch die Hände herausstechen. Einige drehen ihr Gesicht über eine Schulter dem Rüken zu, und bleiben in dieser Stellung so lange, bis es ihnen unmöglich wird, sie zu verlassen. Einige heften ihre Blike auf die Nase, und bringen es dahin, daß sie nur noch in dieser einzigen Richtung sehen können. Kurz, der Geist des Fanatismus, der diese Elenden spornt, ist so stark, daß mehrere unter ihnen sich zusammen machen, um sich wechselsweise auf die Stirne zu schlagen, und sich Beulen und Wunden beizubringen.

Oefters geschicht es, daß das Volk an diesen Ausschweifungen Antheil nimmt. Während dem Fasten, von welchem oben ist gesprochen worden, giebt es Leute unter dem Pöbel, die sich mit eisernen Haken, welche in das Fleisch auf dem Schulterbeine hineingestekt werden, an

ein Stük Holz hängen, welches sich in einem Zapfen an dem äußersten Ende eines hohen Balkens herumdreht. Diese Schwärmer scheinen nicht nur kein Gefühl ihrer Schmerzen zu haben, sondern während als sie sich mit der grösten Geschwindigkeit im Kreise herumdrehen, geschicht es oft, daß sie in die Trompete stoßen, oder von Zeit zu Zeit dem Pöbel ein Lied vorsingen, der sie staunend begafft, und diesen Anstrengungen des Muthes und der Frömmigkeit sein bewunderndes Lob verschwendet. Dieser lächerliche Gebrauch, die Frucht einer erhizten Einbildungskraft, geschicht zum Andenken der Leiden eines Märtyrers, welcher auf diese Art um des Glaubens willen ist gefoltert worden.

Von undenklichen Zeiten her hatten die Braminen das gröste Geheimnis aus den Büchern Kenntnissen und sowohl bürgerlichen, als gottesdienstlichen Verordnungen gemacht, wovon sie allein im Besize waren. Der augenscheinliche Tod, und die härteste Folter konnten es nie aus ihnen erzwingen. Es war keine Art weder von Schreken, noch von Verführung, welcher sie nicht widerstanden hatten, als Hastings, Oberbefehlshaber der englischen Niederlagen in Bengala, der aufgeklärteste Europäer, der je nach Indien gekommen ist, Besitzer des Kodex der Indianer wurde. Es gelang ihm, etliche Braminen zu beste-

ein ander Mädchen schuldig macht, so soll es zu 200 **Puns von Kowris** und 10 Ruthenstreichen verurtheilt werden. Wenn die Schuldige verheurathet ist, so läßt ihr die Obrigkeit zum erstenmale die Haare abschneiden; zum andernmale läßt sie ihr zween Finger abnehmen, und sie auf einem Esel durch den ganzen Fleken führen.

Die Indianer halten ihre Weiber, wie alle Morgenländer, in einer beständigen Abhängigkeit von ihren Männern. Niemals dürfen sie ihren eignen Willen haben; denn man glaubt in diesen Ländern, daß ein Frauenzimmer, wenn es nach Willkühr handelt, sich immer schlecht aufführt, es mag auch eine noch so gute Erziehung von seinen Aeltern erhalten haben. Daher befiehlt auch das Gesez, daß es vor seiner Verheurathung, seinen Aeltern gehorchen solle. Die ganze Zeit ihrer ehlichen Verbindung soll eine Frau ihrem Gatten blindlings Folge leisten; während des Wittwenstandes soll sie entweder ihren Verwandten oder der Obrigkeit, oder ihren eignen Kindern von ihrer Aufführung Rechenschaft geben.

Salomo hat irgendwo gesagt, daß man auf die Keuschheit eines Weibes nicht besonders zählen könne. Die Indianer denken auf diesen Punkt, wie dieser alte König der Juden; und kein Volk auf der Welt hat strengere Grundsäze in diesem

Stüke, als sie. " Ein Frauenzimmer, sagt ihr
„ Gesezbuch, ist mit dem Genusse eines einzigen
„ Mannes nie zufrieden, so wenig als das Feuer
„ an dem Holze genung hat, das man ihm zu
„ verschlingen giebt, oder der Ozean an den
„ Flüssen, die sich in seinen Schoos ergiessen;
„ oder das Reich des Todes an den Menschen
„ und Thieren, die sich jeden Augenblik hinein-
„ stürzen. Es wäre also eine große Unklugheit,
„ auf die Keuschheit der Frauenzimmer zu zäh-
„ len. „

" Sechs Stüke, sezt das Gesezbuch der Gen-
„ tous hinzu, charakterisiren das Frauenzimmer:
„ eine unbezähmte Leidenschaft für den Schmuk,
„ glänzenden Puz, prächtige Kleider, lekerhafte
„ Speisen; eine Begierde nach Wollust, die keine
„ Schranken kennt; ein heftiger Zorn; eine tief-
„ verborgene Rache; denn niemand kennt die
„ Gesinnungen, die in den tiefen Falten ihres
„ Herzens verborgen liegen; die Eifersucht, die sie
„ zernaget, und ihnen die guten Handlungen der
„ andern in einem falschen Lichte zeigt, und end-
„ lich ihr unmäßiger Hang, Böses zu thun. „
Dies ist das Bild, welches die Indianer von dem
Charakter des Frauenzimmers machen, so sehr
hat ihre natürliche Eifersucht ihnen Mistrauen
gegen das schöne Geschlecht eingeflößt. Die Ge-
seze breiten sich noch über viele einzelne Fälle

aus. Eine Frau, sagen sie, soll niemals ohne den Willen ihres Mannes aus dem Hause gehen, und den Busen immer verschleiert haben. An den Festtagen darf sie ihre reichsten Kleider und ihren Schmuk anlegen. Nie soll sie mit einem Fremden reden, es seye denn mit einem Greisen, oder mit einem büßenden Braminen. Niemals soll sie mit unverschleiertem Gesichte ausgehen. Immer soll sie die tiefste Ehrfurcht für die Gottheit, ihren Gatten, ihren Schwiegervater, ihren Gewissensrath, und ihren Gast hegen. Sie soll niemals an ihrer Hausthüre stehen, und auch nicht zum Fenster hinaus sehen. Wenn es sich zuträgt, daß ein Mann wegen einer Reise abwesend ist, und sie alles das Geld, das er ihr für ihre Nahrung und ihren Unterhalt gegeben, verbraucht hat, so soll sie sich mit ihrer Handarbeit erhalten, und während dieser ganzen Zeit sich keine Art von Vergnügen erlauben.

Man weis, daß die indianischen Weiber lange Zeit im Gebrauche waren, sich lebendig mit ihren Männern zu verbrennen, oder begraben zu lassen. Herr Holwell giebt diesem Gebrauche, welcher noch in einigen Theilen der Halbinsel herrscht, einen Ursprung, welcher zeigen kann, wie gefährlich das Beispiel des Aberglaubens seyn könne. Als Brama, sagt dieser gelehrte Engländer, seine sterbliche Hülle verließ, so waren seine

Weiber über diesen Verlust so untröstbar, daß sie ihn nicht überleben wollten, und sich mit seinem Leibe auf demselben Scheiterhaufen verbrannten. Diesem Beispiele folgten die Wittwen der vornehmsten Rajah und der ersten Staatsbedienten, welche nicht das Ansehen haben wollten, als hätten sie weniger Liebe für ihre Männer. Die Braminen, deren Orden von Brama gestiftet worden war, erklärten, daß diese Heldinnen durch dieses Opfer gereiniget, und von jeder Wanderung befreiet würden. Ihre Wittwen wollten den nemlichen Vorzug geniessen, und die Schwärmerei grif um sich bis in die lezten Kasten. Die Seelengröße zwoer oder dreyer Weiber wurde zu einem allgemeinen Gebrauche, und die Braminen drükten das Siegel der Religion darauf, da sie die Cerimonien vorschrieben, welche bei diesen frommen Mordthaten sollten beobachtet werden. Mit Hilfe einiger dunkler Stellen in ihren heiligen Büchern, sezt Herr Holwell hinzu, verschafften sie der Meinung von der Wirksamkeit dieser Aufopferungen Gewicht, und von der Kindheit an geben sie sich die gröste Mühe, die jungen Leute zu gewöhnen, dieses Unglük als den grösten Ruhm für sie selbst, und als eine Quelle von Glükseligkeiten für ihre Kinder anzusehen. Doch ist es nicht wahr, wie man es vorgegeben hat, daß diejenigen, welche sich nicht wollen verbrennen

lassen, mit Schimpf und Schande bedekt, und aus ihrer Kaste gestoßen werden. Man sieht sie blos als solche an, die ihr Leben dem guten Rufe bei den Menschen, dem Heil ihrer Seele, und dem Wohl ihrer Familie vorziehen.

Herr Sonnerat beschreibt die Art, wie dieses schrekliche Opfer verrichtet wird. Man begehet diese Cerimonie mit großem Prachte; die Vorbereitungen dazu sind in jeder Provinz verschieden. Nach dem gewöhnlichsten Gebrauche sezt man die Frau nach dem Tode ihres Mannes, wenn er ein Bramine ist, vor ihre Hausthüre in eine Art von Katheder, dessen Decke verziert ist. Man rührt immerfort die Trommeln, und bläst die Trompeten. Die Frau ißt nicht mehr, kaut nur noch Betel, und spricht beständig den Namen der Gottheit aus. Sie kleidet sich in all ihren Schmuk, und zieht ihre prächtigsten Kleider an, wie wenn sie Hochzeit machen wollte. Ihre Verwandten und Freunde begleiten sie unter dem Klange der Trommeln, Trompeten und anderer Instrumenten. Die Bramen muntern sie zu diesem Opfer auf, und versichern sie, daß sie eine unendliche Glükseligkeit in dem Paradiese geniessen werde. Sie versprechen ihr überdas, daß ihr Name auf der ganzen Erde soll berühmt, und sein bei allen Opfern gedacht werden. Um sie in die nöthige Fassung bei dieser heldenmüthigen

Handlung zu sezen, bedienen sich die Bramen gewisser Getränke, unter welche sie Opium mischen; so erhitzen sie die Einbildungskraft dieses unglüklichen Schlachtopfers der ehlichen Liebe, und machen sie, so zu sagen, gegen die heftigsten Schmerzen unempfindlich.

Während als sie dem schreklichen Schauplaze zugehet, wo sie oft in der Blühte ihrer Jahre ihr Leben enden soll, so suchen die Bramen sie durch Gesänge zu zerstreuen, in welchen sie ihren Heldenmuth besingen. Diese Henkermusik erhält ihren Muth mitten unter den Schreken des Todes. Die Binde des Aberglaubens liegt auf ihren Augen; es nähert sich der schrekliche Augenblik, wo sie von den Flammen soll verschlungen werden. Mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme nimmt sie dann traurigen Abschied von ihren Verwandten, die ihr mit thränenden Augen zur Seligkeit Glük wünschen, die sie erwartet. Sie theilt ihren Schmuk unter sie aus, und umarmt sie zum leztenmale. Wenn sie nach dem Gebrauche dreimal um die brennende Gruft herumgegangen ist, stürzt sie sich mitten in die Flammen. Sogleich erschallt eine Menge von Instrumenten in den durchdringendsten Tönen, damit die Zuschauer das Jammergeschrei nicht hören mögen, welches ein so schreklicher Tod diesen unglüklichen Schlachtopfern expressen muß.

Man vermehrt die Wirksamkeit des Feuers, indem man eine große Menge Oel hinein schüttet, und die Heldin ist bald verzehrt.

Wenn sie zu Asche geworden, so errichtet man an dem Orte ein Siegeszeichen, um das Andenken der großen Handlung zu verewigen, die sie gethan hat. Oft baut man ihr zu Ehren eine Kapelle, und ihr Grabmal ist immer offen, damit sie beständig die Huldigungen der vorübergehenden empfangen könne.

In Bengala ist dieses Schauspiel noch schreklicher. Die Weiber sind entschlossen genug, sich auf den Leichnam ihres Gatten binden zu lassen. Sie halten ihn so umarmt, bis man den Scheiterhaufen anzündet, und erwarten den fürchterlichen Augenblik mit außerordentlicher Kaltblütigkeit.

Wenn man sie lebendig begräbt, sezt Herr Sonnerat hinzu, so beobachtet man die nemlichen Cerimonien, ehe man sie zum Grabe führt. Wenn diejenige, welche zum Opfer bestimmt ist, daselbst angelangt ist, so steigt sie in die gewölbte Gruft hinab. Da sezt sie sich, und nimmt den Leichnam ihres Gatten in ihre Arme. Darauf füllt man das Grab bis an den Hals der Frau mit Erde an; man hält ein Teppich vor sie, um zu verhindern, daß man sie in der Todesangst erblike, und dieser Anblik die andern Weiber

abschreke. Man reicht ihr in einer Muschel etwas zu trinken, welches ohne Zweifel Gift ist. Endlich schnürt man ihr den Hals zu, und diese Hinrichtung geschicht mit ungemeiner Geschiklichkeit.

Man muß bemerken, daß die Religion des Landes nur kinderlosen Wittwen dieses Opfer zugesteht. Diejenigen, welche Kinder haben, oder schwanger sind, müssen am Leben bleiben, um die Erziehung derselben zu besorgen.

IX.

Gegenwärtiger Zustand der Küste von Malabar.

Nachdem ich Indien beschrieben habe, so kann man mit Recht eine Beschreibung von dem Reiche des Mogols fodern. Dieses Reich, welches ehmals so mächtig und so furchtbar gewesen ist, welches so blutige, und unglüklicher Weise allzuberühmte Staatsveränderungen erlitten hat, sollte billig die erste Stelle in der Beschreibung von Indien behaupten. Allein der niedrige schmachvolle Zustand, in welchen es seit etlichen Jahren versunken ist, die verderbliche Anarchie, welche heut zu Tage an dem Hofe zu Delhy herrschet, die beständigen Plünderungen der Ma-

ratten, und Hyder-Aly's, (*) welche dies Reich immerfort in seinem tiefsten Grunde erschüttern, und seinen völligen Untergang geschworen zu haben scheinen, erlauben mir nicht, mich über diesen Gegenstand auszubreiten; und kaum hätte ich vielleicht die Grenzen dieser großen und unglüklichen Monarchie vestgesezt, so könnten mir die Zeitungen sagen, daß sie gar nicht mehr existirt. Die Zeit allein kann uns in den Stand sezen, von dem Ausgange so vieler Räubereien zu urtheilen, welche in unsern Zeiten den reichsten und reizendsten Theil unserer Erde verheeren. Es wird für unsre Zeiten genug seyn, wenn ich blos die meisten Provinzen nach dem Verhältnisse beschreibe, in welchem sie mit dem Handel und den Besitzungen der europäischen Mächte in Asien stehen.

Guzerat. Ich will hier unter dem Namen Malabar die ganze große Gegend umfassen, welche sich von dem Indusstrohme bis an das komorinische Vorgebirg erstreket. Die erste Gegend, die sich mir auf dieser Küste darstellt, ist Guzerat, welche von den Einwohnern **Malalon** genennt wird. Diese Provinz bildet eine Halbinsel zwischen dem sindischen und kambayischen Meerbusen. Sie hat 60 Meilen in die Länge, und fast

(*) Siehe das Leben dieses Fürsten, zu Ende des Tableau de l'année 1781. Paris bei Lamy 1782.

eben so viel in die Breite. Die Gebirge von Arva scheiden sie von dem Königreiche Agra ab. Hindistan hat keine Provinz, wo der Boden fruchtbarer, besser gewässert, und mehr von Flüssen durchschnitten wäre. Zuker, Getreide, Indigo, Baumwolle und aller Gattung Obst kommen daselbst im Ueberflusse hervor. Das einzige, was man diesem Lande noch wünschen möchte, ist, daß nicht einer der heissesten Sudwinde das Klima ein ganzes Vierteljahr lang mit brennender Hize durchwehen möchte. Achmed-Abad ist die Hauptstadt darinn.

Surate liegt in der Nachbarschaft dieser Provinz. Diese Stadt, welche im dreizehnten Jahrhundert noch ein schlechtes Dorf war, ist jezt eine der reichsten und bevölkertsten Städte in ganz Indien. Sie liegt an dem Eingange des Meerbusens von Kambaya an dem mittäglichen Ufer des Taphi, und ihr Handel ist sehr beträchtlich. Ganz Guzerat führet in ihre Magazine die Arbeit seiner unzählbaren Manufakturen. Ein großer Theil davon wird in das Innere des Landes geschafft; der übrige Theil geht vermittelst einer beständig unterhaltenen Schiffahrt nach allen Theilen unsers Erdballs. Zum Unglüke hat der Haven von Surate nur für die kleinen Schiffe einen, und noch dazu unbequemen, Ankergrund. Oft müssen die Schiffe, deren man sich gewöhnlich

bedient, die Fluth erwarten, um herauszukommen, weil man sie nicht wenden kann. Oft brauchen diejenigen, welche beladen sind, vierzehn Tage, um sich an Bord derjenigen Schiffe zu begeben, welche 7 Meilen von der Stadt, und 3 Meilen von der Küste vor Anker liegen.

Die Engländer, Holländer, und Portugiesen haben ein Handlungshaus an diesem Orte. Frankreich hielt einen Consul daselbst, der niemals die Erlaubnis erhalten konnte, die französische Flagge vor seiner Bude aufzusteken, und welcher in dem erst geendigten Kriege sich entfernen mußte. Der Nabab hat seinen Siz eine Meile weit von der Stadt. Dieser Fürst zahlt dem Mogol einen Tribut, und ist ein Sklave der Engländer, welche alle seine Unternehmungen regieren, und die eigentlichen Regenten sind, ohne dafür angesehen zu werden. Die Citadelle gehört ihnen; sie steken neben der Flagge des Nababs die ihrige auf, und ihre Soldaten stehen in dem Innern derselben Wache, während als die seinigen die Außenwerke besetzen.

Surate hat 600,000 Einwohner, und 5 Meilen im Umkreise. Sie ist mit zween Wällen umgeben. Die Engländer bewachen den ersten, und die Truppen des Nababs den zweiten.

Ohne Unterschied der Länder und der Religionen haben alle Menschen die Freiheit, sich zu

Surate

Surate niederzulassen. Man findet Perser, Banianen, Muhamedaner, und Christen daselbst. Die Perser haben hier einen Tempel, der ein Denkmal der einfachen Sitten des Volkes ist, welches ihn erbauet hat. In einer mit Stroh bedekten Hütte brennt das heilige Feuer, welches beständig von den Priestern unterhalten wird. In der Uebersetzung des Sad-dar, die ich mir vorgenommen habe, als eine Folge meiner gottesdienstlichen Cerimonien der Völker herauszugeben, wird man sehen, was für einen Gottesdienst und was für Vorurtheile diese Nation hat.

Surate ist wegen seiner Tänzerinnen (*Baillardères*) berühmt, deren wahrer Name **Devedassi** ist. Die meisten dieser Mädchen widmen sich reichen Pagoden, und begleiten die Priester bei den Prozessionen, singen und tanzen nach dem Klange des **Tal** und des **Matalan** vor den Bildern der Gottheit her. Ein Handwerksmann bestimmt gewöhnlich die jüngste seiner Töchter zu diesem Stande, und widmet sie dem Dienste der Pagode, ehe sie mannbar ist. Man hält ihnen Meister im Tanzen und Singen. Die Bramen unterrichten ihre Jugend, und brechen ihre ersten Blumen. Endlich werden sie öffentliche Buhlerinnen.

In den großen Städten sind ganze Haufen von den leztern zur Belustigung der reichen Manns-

personen, und andre für die Frauenzimmer. Man mag von einer Religion, oder von einer Kaste seyn, von welcher man wolle, so kann man sie zu sich rufen. Es giebt solche herumschweifende Haufen, deren Anführerinnen alte Weiber sind, welche aus Schülerinnen der Pagoden, endlich die Oberhäupter derselben werden.

Durch einen wunderlichen Kontrast, der immer eine widrige Wirkung hervorbringt, haben diese schönen Mädchen immer einen häßlichen, und schon bejahrten Musikanten bei sich, welcher den Takt mit einem kupfernen Instrumente schlagen muß, das man Tal nennt. Derjenige, welcher darauf spielt, wiederholt beständig dieses Wort mit einem solchen Feuer, daß er stufenweise in schrekliche Verzukungen geräth, unterdessen daß die Tänzerinnen durch den Eifer zu gefallen, und durch den starken Geruch, womit sie sich parfumiren, erhizt, endlich auch außer sich selbst kommen.

Die Tänze sind fast alle Pantominen, welche die Liebe ausdrüken. Plan, Figuren, Stellungen, Takt, Ton und Kadenzen dieser Ballete, alles athmet diese Leidenschaft, alles drükt die Wollust und die Rasereien der Liebe aus.

Alles vereiniget sich, die Eroberungen dieser wollüstigen Weibspersonen zu befördern; die Kunst und der Pracht ihres Puzes, und die Geschiklichkeit,

mit welcher sie der Schönheit nachhelfen. Ihre langen schwarzen Haare hängen entweder auf ihre Schultern herab, oder sind in Zöpfen aufgebunden, mit Diamanten durchflochten, und mit Blumen überstreut. Edelsteine schmüken ihre Hals- und Armbänder. Sie hängen Schmuk sogar in die Naslöcher.

Besonders kömmt nichts der Aufmerksamkeit bei, mit welcher sie für die Erhaltung ihres Busens, als des kostbarsten Schatzes ihrer Schönheit, sorgen. Damit er nicht allzugroß, oder ungestalt werde, so zwingen sie ihn in zwei Futterale von leichtem Holze, welche an einander hängen, und von hinten zugeschnallt werden. Diese Futterale sind so glatt und so geschmeidig, daß sie sich nach allen Bewegungen des Leibes richten, ohne das zarte Gewebe der Haut niederzudrüken, oder wehe zu thun. Die Außenseite dieser Futterale ist mit einem Goldblättchen überzogen, das mit Brillanten besezt ist. Dies ist ohne Widerrede der ausgesuchteste und schäzbarste Puz der Schönheit. Man kann ihn mit großer Leichtigkeit aus und anziehen.

Die meisten dieser Tänzerinnen glauben die Blühte ihrer Gesichtsfarbe und die Lebhaftigkeit ihrer Blike zu vermehren, wenn sie mit einer Kopfnadel, welche mit Spiesglaspulver gefärbt ist, einen schwarzen Ring um ihre Augen ziehen. Diese geborgte Schönheit, die von allen morgen-

ländischen Dichtern erhoben wird, schien den Europäern, die nicht daran gewöhnt waren, anfangs ungereimt, aber zulezt ward sie ihnen angenehm.

Die Kunst zu gefallen macht das ganze Leben, die ganze Beschäftigung, das ganze Glük der Tänzerinnen aus. Nur mit großer Mühe kann man ihrer Verführung widerstehen. Ja sie haben sogar den Vorzug vor den schönen Kachemirierinnen, welche die Serail in Hindistan, wie die Georgierinnen und Cirkassierinnen, die Serail zu Ispahan und Konstantinopel bevölkern. Die Bescheidenheit, oder vielmehr die Zurükhaltung, welche bei stolzen Sklavinnen natürlich ist, die von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind, kann den Zauberkünsten dieser geübten Buhlerinnen nicht das Gegengewicht halten.

Die vornehmsten Waaren, welche den Gegenstand des Handels zu Surate ausmachen, sind folgende: Doutis, grobe, ungebleichte Leinwand, welche man in Persien, Arabien, Abyssinien, und auf der östlichen Küste von Afrika verbraucht; blaue Zeuge, welche die nemliche Bestimmung haben, und welche die Engländer und Holländer mit Nutzen nach Guinea verhandeln.

Die kambayischen Zeuge mit blauen und weissen Würfeln; sie dienen in Arabien und der Türkei zu Bettdeken. Es giebt grobe und feine; es giebt

auch welche, die mit Gold durchwirkt sind, zum Gebrauche der Reichen.

Die weissen barokischen Zeuge, die unter dem Namen Baftas so bekannt sind. Wegen ihrer äußersten Feinheit dienen sie den Türken und Persern zu ihrem Sommerkaftan. Diejenige Gattung von Nesseltuch, welche am Ende einen goldnen Streif hat, woraus sie ihre Turban machen, wird an dem nemlichen Orte verfertigt.

Die gedrukten Zeuge von Achmed = Abad, an welchen die Farben eben so lebhaft, so schön, so dauerhaft, als an den koromandelschen Zeugen sind. Man trägt sie in Persien, in der Türkei, in Europa. Die Reichen in Java, Sumatra, und den moluckischen Inseln machen Pagnen (des pagnes) und Bettdeken daraus.

Die Gazen von Bairapour, wovon die blauen in Persien und der Türkei zu Sommerkleidern für die Geringern, und die rothen, für die Vornehmern dienen. Die Juden, welchen die Pforte die weisse Farbe untersagt hat, bedienen sich derselben für ihre Turban.

Die aus Seide und Baumwolle gewirkten Stoffe, einfache, gestreifte, atlasartige, mit Gold und Silber durchwebte. Wenn ihr Preis nicht so theuer wäre, so könnten sie selbst in Europa, ungeachtet der mittelmäßigen Zeichnung, durch die Lebhaftigkeit der Farben und die schöne Malerei der

Blumen gefallen. Sie dauern nicht lang; aber darauf sieht man nicht sehr in den türkischen und persischen Serail, wo man sie verbraucht.

Einige völlig seidene Stoffe, die man Teppiche nennt. Es sind vielfarbichte Tücher, die man in den östlichen Gegenden Indiens sehr sucht. Man würde sie in größerer Menge verfertigen, wenn die Nothwendigkeit auswärtigen Stoff dazu zu gebrauchen, ihren Preis nicht allzusehr erhöhte.

Die Chaalen, ein sehr leichtes, warmes und feines Tuch, das man aus kachemirischer Wolle verfertigt. Man färbt sie in verschiedenen Farben, man macht auch Blumen und Streifen darein. Sie dienen zu Winterkleidern in der Türkei, in Persien und in den andern Gegenden Indiens, wo man die Kälte spürt. Man macht auch aus dieser kostbaren Wolle Turban, die eine Elle in der Weite und etwas über drei Ellen in der Länge haben, und bis auf tausend Thaler zu stehen kommen. Ob man sie gleich auch zu Surate bisweilen verarbeitet, so kommen doch die schönsten Arbeiten aus Kachemir selbst.

Außer der großen Menge Baumwolle, welche Surate für seine Manufakturen braucht, schikt es jährlich noch wenigstens sieben bis acht tausend Ballen nach Bengala. China, Persien und Arabien bekommen mit einander noch viel mehr, wenn die Erndte sehr reichlich ist. Ist sie nur mit-

telmäßig, so geht aller Ueberfluß nach dem Ganges, wo der Preis derselben immer höher ist.

Obgleich Surate für seine Ausfuhr aus China Porzellan eintauscht, Seidenzeuge aus Bengala und Persien; Mastbäume und Pfeffer aus Malabar; Gummi, Datteln, getroknete Früchte, Kupfer und Perlen aus Persien; Wohlgerüche aus Arabien; viele Spezereien von den Holländern; Eisen, Blei, Tücher, Kuzenelle (Cochenille) und einige Klinkailleriewaaren von den Engländern erhält; so ist doch der Ausschlag so günstig, daß ihm an Gelde jährlich noch 25 oder 26 Millionen herausfallen.

Besitzungen der Maratten. Dieses kriegerische Volk, welches lang in seine Berge eingeschlossen war, sich nach und nach gegen dem Meere ausbreitete, nimmt heut zu Tage das große Land ein, das zwischen Surate und Goa sich erstrekt, und ist diesen beiden großen Städten gleich fürchterlich. Auf der Küste von Koromandel, bei Delhy und an dem Ganges ist es durch seine Streifereien und Räubereien berühmt; aber sein Mittelpunkt, die ganze Masse seiner Kräften, und sein bestimmter Wohnplatz ist in Malabar; da verliert es in den Provinzen, die es erobert hat, den Geist des Raubens, der es in allen Gegenden beseelet, die es blos durchstreifet. Schon hat das Schiksal der Orte sich verbessert, welche so

lang von der Tirannei der Portugiesen niedergedrükt wurden, und nach und nach seine Besitzungen vermehrt haben. Auf den benachbarten Meeren ist dagegen seine Aufführung sehr verschieden. Es plündert nicht nur die Schiffe, welche zu schwach sind, ihm zu widerstehen, sondern es öfnet auch den fremden Seeräubern Zufluchtsorte, wenn sie mit ihm ihre Eroberungen theilen wollen.

Die Maratten sind unter allen indianischen Völkern die muthigsten und unerschrokensten. Die Akersleute und die Handwerker verlassen oft ihren Pflug und ihre Werkstätte, um in den Krieg zu ziehen. Ihre Erziehung ist ganz kriegerisch. Da sie von langer Zeit her an Plünderungen und kriegerische Unternehmungen gewöhnt sind, so sind sie jeden Augenblik bereit, ihr Vaterland zu verlassen, das benachbarte Gebiet zu verheeren, und ihm einen Tribut aufzulegen. Sie sind von Natur viel wilder, als es die indianischen Nationen gewöhnlich nicht sind. Sie begnügen sich nicht, die Einwohner der Länder, in welche sie streifen, zu plündern, sie verstümmeln, ermorden sie, lassen sie in den Foltern sterben, um sie zu zwingen, ihre Schätze zu entdeken. Die Armeen der Maratten bestehen aus lauter Reuterei. Ihre Regierungsart ist aristokratisch. Ein Rath von Rajah, die der Religion der Bramen zugethan sind, besizt die oberste Gewalt.

Kanara. Zwischen den Besitzungen der Maratten, und dem eigentlichen Malabar liegt Kanara, ein ziemlich großes Land, welches nach und nach durch die Provinzen Onor, Batikola, Bandel und Kananor vergrößert worden ist. Das Land ist sehr fruchtbar, und bringt vorzüglich vielen Reis hervor. Es war ehmals der blühendste Staat in diesen Gegenden, aber es sank, als sein Fürst gezwungen war, seinen Nachbarn, den Maratten, jährlich 12 bis 13 tausend Livres zu geben, um sein Reich vor ihren Räubereien zu sichern. Seit Hyder-Aly Herr davon wurde, kam es noch tiefer herab. In gleichem Verhältnisse ist Mangalor, das ihm zum Seehaven dient, gesunken. Die europäischen Schiffe haben ihn weniger besucht, theils, weil die Lebensmittel nicht mehr so häufig waren; theils, weil die Menge der Abgaben ihren Preis allzusehr erhöhte. Dem ungeachtet sind die Sitten noch eben so verdorben, als sie es von undenklichen Zeiten her gewesen sind. Kanara kann immer noch die wollüstigsten Buhlerinnen und die schönsten Tänzerinnen in ganz Hindistan liefern.

Kalekut. Ueber Mangalor liegt das Königreich Kalekut. Der Fürst desselben, welcher den Titel Samorin führt, ist ein Brame; und sein Tron ist fast der einzige in Indien, der von einem Prinzen aus dieser Kaste besessen wird. Alle Völker

werden in der Hauptstadt Kalekut angenommen, aber keines hat daselbst die Oberhand. Dieses Königreich wird sehr schlecht regiert, und die Hauptstadt noch schlechter. Sie hat weder Polizei noch Vestungswerke. Ihr Handel, der durch unzählige Abgaben gehemmt wird, ist fast ganz in den Händen einiger Mohren, die das verdorbenste und treuloseste Volk in ganz Asien sind. Einer von ihren grösten Vortheilen ist der, daß sie auf dem Flusse Beypour, der nur zwo Meilen davon entfernt ist, das Holz von Tek erhalten kann, welches man im Ueberflusse auf den benachbarten Ebnen und Bergen antrift.

Es hat in diesem Königreiche ein Gebrauch statt, dessen gleichen man schwerlich auf der ganzen Erde antreffen wird. Der alte Samorin wurde einst vom Trone gestoßen. Der unrechtmäßige Beherrscher konnte das Reich nicht anders auf seine Nachkommen bringen, als durch seine Einwilligung in eine Cerimonie, die bei der Krönung jedes neuen Königs von Kalekut wiederholt wird. Die Familie des Samorins hält 12 starke junge Leute, welche bei dieser Gelegenheit ihr Leben aufopfern; sie berauschen sich mit Opium, und werden rasend. Dann treten sie hervor, um den neuen König umzubringen, welcher sich auf einem etliche Stufen hohen Trone öffentlich zeigen muß. Wenn es einem von den zwölfen gelänge, ihn

umzubringen, so könnte die Familie des alten Samorins wieder in ihre Rechte treten; allein er ist mit 12000 Soldaten umringt, welche diese Fanatiker niederhauen.

Kochinchina. Sechs und dreißig Meilen von Kalekut ist Kochinchina, die Hauptstadt eines Königreiches gleiches Namens. Als die Portugiesen in Indien ankamen, war dieser Ort sehr beträchtlich. Sie bemächtigten sich desselben; allein sie wurden nachher von den Holländern wieder daraus vertrieben. Der Fürst hatte, als er seine Hauptstadt verlor, seine Staaten behalten; allein sie sind ihm in einer Zeit von 25 Jahren nach einander durch **Travankor** weggenommen worden. Sein Unglük zwang ihn, sich unter die Mauern seiner alten Hauptstadt zu flüchten; dort lebt er von 15000 Livres, die man, kraft alter Verträge, ihm aus den Einkünften seines Kaufhauses bezahlen muß. In der nämlichen Vorstadt trift man eine Kolonie von arbeitsamen weissen Juden an, welche die närrische Meinung haben, daß sie sich seit den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft hier niedergelassen hätten, welche aber doch wenigstens schon sehr lang hier einheimisch sind. Eine Stadt, welche mit fruchtbaren Feldern umringt, und an einem Flusse gebaut ist, welcher Schiffe von 500 Tonnen trägt, und in dem Innern des Landes in verschiedene

schiffbare Arme sich theilet, sollte natürlicher Weise blühend seyn. Wenn es dem nicht also ist, so kann man nur den unterdrükenden Geist der Regierung deshalb anklagen.

Travankor. Das Königreich Travankor erstrekt sich von den Grenzen von Kochinchina an, bis an das komorinische Vorgebirg. Dieser Staat war ehmals nicht sehr reich, und wahrscheinlich hatte er nur seiner Armuth die Erhaltung seiner Unabhängigkeit zu verdanken, als die Mogoln sich von Madura Meister machten. Ein Monarch, welcher um das Jahr 1730 auf den Tron kam, und fast 40 Jahre ihn besaß, verschaffte dieser Krone einen Glanz, den sie vorher nie gehabt hatte. Er war ein Mann von einem vortreflichen, tiefen Verstande. Einer seiner Nachbarn schikte ihm zween Gesandten, wovon der eine eine weitläufige Rede anfieng. **O machen sie nicht lang, das Leben ist so kurz**, unterbrach ihn der Prinz mit ernstem Gesichte. Seine Regierung wurde nur durch eine einzige Schwachheit beflekt, welche in einem Lande, wo Aberglauben und Vorurtheile herrschen, vielleicht nothwendig war. Er war ein Nair, und glaubte sich beschimpft, weil er nicht zur ersten Kaste gehörte. In der Absicht, sich so viel als möglich wäre, in dieselbe zu versetzen, ließ er 1752 ein goldenes Kalb giessen, kroch ihm zum Munde hinein, und hinten wieder

heraus. Seine Edikten wurden seit dieser Zeit von dem Tage einer so rühmlichen Geburt datirt, und zum großen Aergernisse von ganz Hindistan, wurde er von denjenigen seiner Unterthanen als Brame erkannt, welche dieses große Vorrecht genossen.

Durch die Bemühungen eines Franzosen, Namens Lanoie, war es diesem Monarchen gelungen, die disciplinirteste Armee zu errichten, die man je in diesen Gegenden gesehen hatte. Mit dieser Macht hoffte er, wie man sagt, ganz Malabar zu erobern, und vielleicht hätte ein glüklicher Erfolg sein ehrgeiziges Unternehmen gekrönt, wenn die europäischen Nationen nicht dazwischen gekommen wären. Ungeachtet dieser Hindernisse gelang es ihm doch, die Grenzen seiner Staaten zu erweitern, und was noch ungleich schwerer war, seine ungerechten Eroberungen für seine Völker vorheilhaft zu machen. Mitten unter dem Geräusche der Waffen wurden die Unterthanen zum Akerbaue aufgemuntert, und Manufakturen errichtet, worinn grobe baumwollene Zeuge verfertigt werden.

X.

Die Maldivischen Inseln.

Die Maldivischen Inseln liegen in einer langen Reihe an der Abendseite des komorinischen Vorgebirges, welches das nächst dabei liegende veste Land ist. Sie sind in 13 Provinzen getheilt, welche man Atollons nennt. Diese Eintheilung ist das Werk der Natur, die jeden Atollon mit Felsen umringt hat, die ihn besser als die stärksten Vestungswerke gegen die Wuth der Wellen oder die Angriffe der Feinde vertheidigen. Die Eingebohrnen geben die Anzahl dieser Inseln auf 12000 an, worunter die kleinsten nur Sandhäufen sind, die in der Fluth untergehen, und die grösten nur einen sehr kleinen Umfang haben. Unter allen Kanälen, welche sie von einander absondern, giebt es nur vier, welche Meerschiffe tragen können. Die andern sind so niedrig, daß man selten mehr als drei Schuhe tief Wasser darinn findet. Man vermuthet mit vielem Grunde, daß alle diese verschiedene Inseln ehmals nur eine einzige ausgemacht haben, welche die Gewalt der Wellen, und der Ströme, oder sonst eine große Bewegung der Natur in mehrere Theile abgesondert hat.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser Archipelagus anfangs von Malabar aus ist bevölkert worden. In der Folge kamen die Araber dahin, zogen die Oberherrschaft an sich, und breiteten ihre Religion daselbst aus. Beide Völker waren in eines geschmolzen, als sie die Portugiesen kurz nach ihrer Ankunft in Indien unterjochten. Jedoch ihre Macht dauerte nicht lange. Die Besatzung, welche sie daselbst unterhielten, wurde niedergemacht, und die maldivischen Inseln schwangen sich wieder zur Unabhängigkeit empor. Seit dieser Begebenheit stehen sie unter einem Fürsten, der zu Male residirt, und den wichtigsten Theil seiner Gewalt den Priestern überlassen hat. Er steht unter einem Fürsten auf der Küste von Malabar, dem er einen gewissen Tribut bezahlen muß, und ist der einzige Handelsmann in seinen Staaten. Aus den Trümmern des Schiffes der Duras, welches 1776 an einer von seinen Inseln zu Grunde gieng, ließ er sich ein Schiff von 200 Tonnen bauen, welches er alle Jahre nach den Küsten von Koromandel und Orixa abschikt.

Eine solche Regierung und die Unfruchtbarkeit des Bodens, welcher nichts als Kokosbäume hervorbringt, machen, daß der Handel daselbst nicht beträchtlich seyn kann. Die Einwohner sind sehr arm, bauen nichts an, nicht einmal so viel sie

zu ihrer Nahrung brauchen, und leben nur von Reis, den sie auf den benachbarten Küsten holen. Die Ausfuhr besteht blos in Kauris, Fischen, und Kaire.

Kaire ist die Rinde des Kokosbaums, aus welcher man die großen Taue macht, die in Indien zur Schiffahrt dienen. Nirgends ist sie so gut, so häufig als auf den maldivischen Inseln. Man führt eine große Menge davon mit Kauris nach Ceylon, wo man dafür Arekanüsse eintauscht.

Die Fische, welche in dem Lande Komplemace heissen, werden an der Sonne getröknet. Man salzet sie dadurch, daß man sie zu wiederholten malen in Seewasser taucht. Sie theilen sich in Fäden, die so lang und dik wie ein Finger sind. Achem erhält alle Jahre zwo Ladungen davon, die es mit Gold und Benzoe bezahlt. Das Gold bleibt in den Inseln, und der Benzoe wird nach Mokha geschikt, wo man ungefähr 300 Ballen Kaffee dafür kauft, welcher in denselben verbraucht wird.

Die Kauris, die bei den Franzosen Pucelage heissen, sind weisse und glänzende Muscheln. Sie werden alle Monate zweimal gefischt, drei Tage vor dem Neumond und drei Tage hernach. Diese Fischerei ist das Geschäft der Weiber, welche bis an den Gürtel in das Wasser gehen, um sie in dem

Sande

Sande des Meers zu suchen. Man pakt sie zu zwölftausenden zusammen. Was nicht in dem Lande bleibt, oder nicht nach Ceylon geht, kömmt an die Ufer des Ganges. Alle Jahre gehen aus diesem Flusse eine große Menge Schiffe, welche Zuker, Reis, Zeuge und einige andre minder beträchtliche Waaren auf den maldivischen Inseln verkaufen und in ihrer Rükladung für sieben bis achtmal hundert tausend Livres Kauris mitnehmen. Ein Theil davon geht alsdann nach Bengala, wo sie statt des kleinen Geldes dienen. Die übrigen holen die Europäer, welche sie mit vielem Nutzen zu ihrem Handel nach Afrika gebrauchen. Sie bezahlen das Pfund mit 6 Sous, verkaufen es in ihren Hauptstädten für 12 bis 18 S. und in Guinea gilt es bis 35 Sous.

XI.

Die Küsten von Koromandel und Orixa.

Die Küsten von Koromandel und Orixa erstreken sich von dem komorinischen Vorgebirge an, bis an den Ganges. Die Erdbeschreiber, so wie die Geschichtschreiber machen allezeit einen Unterschied unter diesen an einander stoßenden Gegenden, weil sie von Völkern bewohnt werden, deren Sitten und Münzen sich nicht gleich sind.

Auch in Ansehung ihrer Sprache sind sie verschieden. Die Einwohner von Orixa haben eine besondere Sprache, da hingegen ihre Nachbarn durchgängig die malabarische sprechen. Doch da der Handel in diesen Gegenden ungefähr der nemliche ist, und auch auf die nemliche Art getrieben wird, so will ich sie mit Herrn Abbe Raynal blos unter dem Namen Koromandel anführen. Die beiden Küsten haben noch andere Aehnlichkeiten mit einander. Auf beiden ist die Hitze sehr stark; aber die Seewinde, die sich von dem Anfange des Brachmonats bis in die Mitte des Weinmonats Morgens um 10 Uhr erheben, und bis Abends um 10 Uhr fortwehen, machen das Klima erträglich. Noch kühler ist es in dem Heumonat und besonders in dem Wintermonat, wegen des beständigen Regens. Die Inwohner von Koromandel und Orixa heissen in der Landessprache Tamuler.

Dieß unermeßliche Land ist ungefähr eine Meile weit mit einem völlig unfruchtbaren Sande bedekt, wo sich die Wellen des indischen Ozeans mit großer Heftigkeit zerschlagen. Ehmals landeten nur Kähne daselbst an, die aus leichten Brettern mit Kaire so zu sagen zusammen genäht waren. Die ersten Europäer, welche an diesen Ufern ankamen, wollten größere und dauerhaftere Schiffe brauchen. Allein wiederholte Unglüks-

fälle zwangen sie, diesen Vorsatz fahren zu lassen. Sie begriffen mit Hilfe der Zeit, daß nichts vernünftigers wäre, als einen Gebrauch nachzuahmen, der ihnen anfangs nur eines Volkes würdig schien, welches einen gänzlichen Mangel an Erfahrung und Einsichten hatte.

Der Geschmak, den die Europäer an den Waaren aus den Manufakturen von Koromandel fanden, flößte allen ihren Landsleuten, welche die indischen Meere besuchten, den Entschluß ein, sich daselbst niederzulassen. Weder die Schwierigkeit, die Waaren aus dem Innern eines Landes herbeizuschaffen, welches keinen schiffbaren Fluß hat; noch der gänzliche Mangel an Seehäven in einem Meere, auf welchem man einen Theil des Jahrs sich gar nicht halten kann; noch die Unfruchtbarkeit der Küsten, die gröstentheils unangebaut und unbewohnt sind; noch die Tirannei und Unbeständigkeit der Regierung, konnten sie von ihrem Vorhaben abwendig machen. Sie glaubten, daß sie mit ihrem Gelde den Fleiß der Inwohner erkaufen könnten, daß Pegu würde Holz zu den Gebäuden, und Bengala Getreide zur Nahrung liefern, daß eine neun Monate lang ruhige Schiffahrt mehr als hinlänglich für die Ladungen seyn würde, und daß man sich nur bevestigen dürfe, um sich vor den Erpressungen

der schwachen Despoten in Sicherheit zu setzen, unter welchen diese Gegenden seufzten.

Die ersten Kolonien liessen sich an den Ufern des Meers nieder. Einige hatten ihre Entstehung der Gewalt zu verdanken, andere wurden mit der Einwilligung des Landesherrn angelegt. Alle hatten ein sehr enges Gebiet. Ihre Grenzen waren durch einen Hag von dornichten Pflanzen vestgesezt, in welchem ihre ganze Schutzwehr bestund. Mit der Zeit warf man Vestungswerke auf. Die Sicherheit, die sie gewährten, und die gelinde Regierung vermehrten die Anzahl der Pflanzer in kurzer Zeit. Ihr Glanz und ihre Unabhängigkeit verdroß mehr als einmal die Fürsten, in deren Staaten diese Pflanzungen entstanden waren; allein alle Mühe, die sie anwandten, sie zu vernichten, war vergeblich. Jeder Pflanzbürger sah sein Eigenthum sich vermehren nach dem Maas des Reichthums und der Einsichten der Nation, welche die Pflanzungen errichtet hatte.

Keine von den Handelsgesellschaften, welche ihr ausschliessendes Privilegium jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung ausüben, hat den Diamantenhandel unternommen. Er wurde immer den Handelsleuten, die für ihre eigne Rechnung handelten, überlassen, und fiel stufenweise ganz in die Hände der Engländer, oder der Juden und Armenier, welche unter ihrem Schutze lebten.

Heutzutage beträgt dieser große Gegenstand des Prachtes und des Fleißes nicht viel. Die Staatsveränderungen, die in Hindistan vorgefallen sind, haben die Menschen von diesen reichen Gruben entfernt, und die Anarchie, in welche dieses unglükliche Land versunken ist, läßt keine Hoffnung übrig, daß sie wieder dazu gelangen können. Alle Handlungsspekulationen auf der Küste von Koromandel schränken sich auf den Einkauf der baumwollnen Zeuge ein.

Man kauft daselbst weisse Zeuge, die fast auf die nemliche Art wie die unsrigen verfertigt werden. Man kauft auch gedrukte Zeuge daselbst, deren Verfertigung anfangs in Europa sklavisch nachgeahmt, aber seither durch unsern Fleiß vereinfacht und vervollkommnet worden ist. Endlich kauft man auch noch gemalte Zeuge, die wir nicht wagten, nachzumachen. Diejenigen sind im Irrthum, welche glauben, daß der hohe Preis unsrer Arbeiten uns verhindert hat, diese Gattung der Industrie anzunehmen. Die Natur hat uns die Materialien versagt, die in die Zusammensetzung der glänzenden und unauslöschlichen Farben kommen, welche das Hauptverdienst der indischen Arbeiten sind. Sie hat uns besonders das nöthige Wasser versagt, um sie mit Vortheil zu verarbeiten.

Obgleich der ganze Theil von Hindistan, welcher sich von dem komorinischen Vorgebirge bis

an den Ganges erstrekt, Zeuge von allen Gattungen liefert, so kann man doch sagen, daß die schönsten in dem östlichen Theile, die gemeinen in der Mitte, und die groben in dem westlichsten Theile verfertigt werden. Man trift in den europäischen Pflanzungen und auf der Küste Manufakturen an. Fünf bis sechs Meilen vom Meer findet man sie häufiger, wo die Baumwolle schöner ist, ihr besser abgewartet wird, und die Lebensmittel wohlfeiler sind. Man kauft sie daselbst in einem Umkreise von 30 bis 40 Meilen ein. Indische Kaufleute, die sich in unsern Handlungsplätzen niedergelassen, nehmen immer diese Bestellungen über sich.

Man kömmt mit ihnen über die Menge, und die Beschaffenheit der Waaren überein, welche man verlangt. Man sezt den Preis nach den Mustern vest, und giebt ihnen bei Unterzeichnung des Kontrakts den dritten oder vierten Theil von dem Gelde, das sie kosten sollen. Diese Einrichtung entspringt aus der Nothwendigkeit, in welcher sie sich selbst befinden, den Handwerksleuten durch ihre Handlungsgenossen oder durch Agenten, die man überall antrift, Geld vorzuschiessen, auf die Sicherheit desselben zu wachen, und die Summe nach und nach zu vermindern, indem sie das, was fertig wird, aus den Werkstätten wegnehmen. Ohne diese Vorsicht würde

Europa das niemals erhalten, was es verlangt. Zwar verfertigen die Weber, was in dem Lande selbst verbraucht wird, für ihre eigne Rechnung. Diese Unternehmung, welche nur ein kleines Kapital fodert, das jede Woche wieder eingeht, übersteigt selten das Vermögen der Handwerksleute, aber wenige unter ihnen sind bemittelt genug, ohne Geldvorschuß die feinen Zeuge zu verfertigen, die zur Ausfuhr bestimmt sind, und diejenigen, welche es wären, würden es nicht thun, aus der sehr gegründeten Furcht vor den gewöhnlichen Erpressungen ihrer tirannischen Regierung.

Die Gesellschaften, welche vermögend oder gut eingerichtet sind, haben immer für ein Jahr Geld zum Voraus in ihrer Kasse. Dadurch können sie zu gelegener Zeit die Waaren in der Menge und von der Beschaffenheit kaufen, wie sie dieselben brauchen. Ueberdas verlassen sie ihre Handwerks- und Kaufleute nie, weil sie keinen Augenblik ohne Beschäftigung sind.

Die Nationen, welche kein Geld und keinen Kredit haben, können ihre Handelsgeschäfte erst mit der Ankunft ihrer Schiffe anfangen. Sie haben nur 5 oder 6 Monate aufs höchste Zeit, die Bestellungen zu machen, die man ihnen aus Europa zuschikt. Die Waaren werden in der Eile verfertigt und man ist dadurch gezwungen, solche anzunehmen,

die man als schlecht kennt, und die man in einer andern Zeit ausgeschossen hätte. Sie müssen ihre Ladungen voll machen, um die Schiffe vor der Zeit der Stürme abzufertigen; da müssen sie sich freilich mit allem begnügen.

Man würde sich betrügen, wenn man glaubte, daß man die Unternehmer in dem Lande dahin bringen könnte, auf ihre eigne Rechnung arbeiten zu lassen, in der Hoffnung, ihre Manufakturwaaren mit einem anständigen Gewinnste an die Gesellschaft zu verkaufen, zu welcher sie gehören. Außerdem, daß die meisten nicht reich genug sind, um ein so weitläufiges Unternehmen zu wagen, so wären sie auch in Ansehung ihres Gewinnstes dabei nicht sicher. Wenn ein unvorhergesehener Zufall die Gesellschaft hinderte, ihre gewöhnlichen Versendungen zu machen, so hätten alsdann die Kaufleute keinen Ausweg, ihre Zeuge fortzubringen. Die Indianer, deren anders zugeschnittene Kleidung andre Länge und Breite erfodert, als die für uns verfertigten Zeuge nicht haben, würden sie nicht wollen; und die andern europäischen Gesellschaften sind mit allem versehen, oder haben doch wenigstens für alles Versicherung, was ihr Handel fodert, und ihr Vermögen ihnen zu kaufen erlaubt.

Der auswärtige Handel, welchen Koromandel treibt, ist nicht in den Händen der Eingebohrnen.

Nur in dem westlichen Theile findet man Muhamedaner, die unter dem Namen Chaulias bekannt sind, welche zu Naur und Porto Novo Versendungen für Achem, Mergi, Siam und die östliche Küste übernehmen. Außer den ziemlich beträchtlichen Schiffen, welcher sie sich bei diesen Reisen bedienen, übernehmen sie auch noch kleinere Ladungen für den Handel an der Küste hin, nach Ceylon, und für die Perlenfischerei. Die Indianer von Masulipatan haben einen andern Gegenstand ihres Fleißes. Sie lassen weisse Zeuge aus Bengala kommen, welche sie färben oder druken, und verkaufen sie mit einem Gewinnste von 35 oder 40 aufs Hundert an den nemlichen Orten, woher sie dieselben bezogen haben.

Außer diesen Verbindungen, welche sehr wenig bedeuten, sind alle Geschäfte in den Händen der Europäer, welche nur mit einigen Banianen und Armeniern in Gesellschaft stehen, die in ihren Handelsplätzen sich niedergelassen haben.

Die Anzahl der Zeuge, welche man aus Koromandel für die verschiedenen Handelsplätze Indiens bezieht, kann sich auf 3500 Ballen belaufen. Die Franzosen führen 800 nach Malabar, Mokha, Isle de France. Die Engländer 1200 nach Bombay, Malabar, Sumatra und den philippinischen Inseln. Die Holländer 1500 nach ihren verschiedenen Handelsplätzen; ausgenommen

500 Ballen, die nach Manilla bestimmt sind, welche jeder 2400 Livres kosten. Die andern bestehen aus so gemeinen Waaren, daß ihr ursprünglicher Werth nicht über 720 Livres steigt. So beträgt denn die ganze Anzahl der Ballen am Werthe nicht über 3,360,000 Livres.

XII.

Beschreibung von Bengala.

Dieses weitläufige Land, welches man **Bengala** (*) nennt, grenzt gegen Morgen an die Königreiche Assam und Arrakan; gegen Abend an verschiedene Provinzen des mogolischen Reichs; gegen Norden an schrekliche Felsen; gegen Mittag an das Meer. Es erstrekt sich an den beiden Ufern des Ganges hin, welcher aus verschiedenen Quellen in Tibet entsteht, eine Zeitlang in dem Gebirge Kaukasus herumirrt, und zwischen den Bergen, die auf der Grenze sind, Indien zufließt. Nachdem dieser Fluß in seinem Laufe eine große Menge weitläufiger, fruchtbarer, und wohlbevölkerter Inseln gebildet, verliert er sich in den Ozean durch verschiedene Mündungen, wovon nur zwey gekannt und besucht sind.

(*) Diesen Namen haben eigentlich die Europäer dem Lande gegeben. Sonst heißt es **Oulesser**, und bei den Indianern Jaganat. A. d. U.

Die Natur hat Bengala alles gegeben, was zum Reichthume seiner Einwohner beitragen kann. Der Mogol Aureng-Zeb nannte es das Paradies der Nationen. Es bringt im Ueberflusse und fast ohne Wartung alle Arten von Getreide und vortrefflichem Obste hervor. Kein Land ist besser gewässert als dieses: Bäche und große Flüsse, wie der Putta und Prima-Putre bilden Kanäle, welche die innere Schiffahrt sehr erleichtern und ausdehnen. Die Bequemlichkeit, das Wasser auf die Felder zu leiten, und die natürliche Güte des Bodens; der überdies noch durch periodische Regen befruchtet wird, machen den Feldbau so leicht, daß den Akersleuten viele Zeit übrig bleibt in den Manufakturen zu arbeiten.

Lange beherrschte ein eigener Fürst dieses Land, als Egbar, Aureng-Zebs Großvater es zu erobern beschloß. Im Jahre 1590 griff er es an, und 1595 war seine Eroberung vollendet. Seit diesem Zeitpunkte hat Bengala immer die Mogoln für seine Herrn erkannt. Der Befehlshaber, der es regierte, hielt anfangs seine Residenz zu Raja-Mahol; in der Folge verlegte er sie nach Dakka. Seit 1717 ist sie zu Morudabad, einer großen Stadt, die fern von dem Meere, und zwo Meilen von Kassimbazar liegt. Verschiedene Nabab und Rajah stehen unter den

Befehlen des Vicekönigs, welcher den Titel Souba führt.

Lange besassen die Söhne des großen Mogols diesen wichtigen Posten. Allein sie misbrauchten die Macht und die Reichthümer dieses Landes so oft zur Störung der öffentlichen Ruhe, daß man für gut fand, ihn Leuten von geringerm Ansehen, und die mehr von dem Hofe abhiengen, anzuvertrauen. Die neuen Befehlshaber machten nun freilich den Hof von Delhy nicht zittern; doch liefert sie auch die Tribute, die sie einfoderten, nicht sehr pünktlich in den königlichen Schatz. Diese Unordnung wurde nach Thamas-Kouli-Kans Eroberung noch größer, und es kam so weit, daß der Kaiser, welcher außer Stand war den Maratten den Kout, den er ihnen schuldig war, zu bezahlen, ihnen 1740 die Vollmacht gab, ihn selbst in Bengala zu holen. Diese Räuber theilten sich in drei Armeen, verheerten 10 Jahre lang dies schöne Land, und giengen nicht eher heraus, als bis sie sich unermeßliche Summen hatten bezahlen lassen.

Mitten in Bengala liegt **Bisnapor**, ein glükliches, ungefähr 60 Meilen großes Land. Diese Provinz wird seit undenklichen Zeiten durch einen rajeputischen Bramen beherrscht. Da findet man ganz ungeändert die Reinheit und Gerechtigkeit des alten politischen Systems der Indianer. Die

sonderbare Lage dieser Gegend hat ihren Bewohnern ihr ursprüngliches Glük, und ihren sanften Charakter erhalten, indem sie dieselbe vor der Gefahr schüzt, erobert zu werden, oder durch Eroberungen ihre Hände in Menschenblute zu baden. Die Natur hat sie mit Wassern umringt, die jeden Augenblik ihre Besizungen überschwemmen, so bald sie nur die Schleussen ihrer Flüsse öfnen. Die Heere, welche sie zum Gehorsam zu bringen abgeschikt waren, sind so oft ersäuft worden, daß man endlich den Vorsaz aufgegeben hat, sie zu unterjochen, und sich nun mit einem Scheine von Unterwürfigkeit begnüget.

Freiheit und Eigenthumsrecht sind in Bisnapor heilig. Man hört daselbst weder von privat, noch von öffentlichem Diebstahl. Ein Reisender, er sey auch wer er wolle, kömmt nicht so bald hinein, so sind schon die Geseze für seine Sicherheit besorgt. Unentgeldlich giebt man ihm Wegweiser zu, die ihn von einem Orte zum andern geleiten, und für seine Person und sein Vermögen stehen müssen. Wenn er seinen Führer wechselt, so händigt der neue dem, welchen er ablöset, ein Zeugnis seiner Aufführung ein, welches protokollirt, und dem Rajah nachher zugeschikt wird. So lange er in dem Lande ist, wird er auf öffentliche Kosten ernährt und mit seinen Waaren von einem Orte zum andern gebracht, außer, wenn er die

Erlaubnis begehrt, långer als drey Tage an dem nemlichen Orte sich aufzuhalten. Alsdann ist er verbunden, was er verzehrt zu bezahlen, es seye denn, daß er durch Krankheit oder sonst einen unvermeidlichen Zufall aufgehalten worden. Diese Wohlthåtigkeit gegen Fremde ist eine Folge des lebhaften Antheils, den die Bürger einer an dem andern nehmen. Sie sind so weit entfernt, sich Schaden zuzufügen, daß derjenige, welcher einen Geldbeutel, oder sonst etwas von Werthe findet, es an den ersten besten Baum hångt, und es bei der nåchsten Wache ansagt, welche es alsdann unter Trommelschlage der ganzen Bürgerschaft ankündigt. Diese Grundsåze von Rechtschaffenheit sind so allgemein angenommen, daß sie so gar die Regierung in ihren Maasregeln bestimmen. Alles was von 7 bis 8 Millionen, die sie jåhrlich erhebt, ohne daß weder der Feldbau, noch die Industrie darunter leiden, von den unvermeidlichen Ausgaben des Staates übrig bleibt, wird zu seiner Verbesserung verwendet. Dieser menschenfreundlichen Sorgfalt kann sich der Rajah überlassen, weil er dem Mogol nur nach seinem Gutdünken, und wenn er es für nöthig hålt, Tribut bezahlt.

Obgleich der übrige Theil von Bengala von der wirklichen oder fabelhaften Glükseligkeit in Bisnapor sehr entfernt ist, so ist er doch immerhin

die reichste und bevölkertste Provinz des mogolischen Reiches. Ungeachtet der nothwendig sehr beträchtlichen Consummation in dem Lande selbst, wird noch außerordentlich viel ausgeführt. Ein Theil der Waaren geht in das Innere des Landes. Nach Tibet kommen Zeuge, auch Eisen und Tücher, die man aus Europa bringt. Die Bewohner dieser Gebirge holen sie selbst zu Parna und bezahlen sie mit Bisam und Rhabarber. Der Bisam ist ein Tibet ganz eignes Erzeugnis. Er entsteht in einem kleinen Beutel von der Größe eines Hünereyes, welcher in Gestalt einer Blase unten an dem Bauche einer Art von Rehen zwischen dem Nabel und den Geburtsgliedern wächst. Ursprünglich ist er nichts als ein faules Blut, welches in dem Beutel des Thieres gerinnt. Die gröste Blase giebt nur eine halbe Unze Bisam. Der Geruch desselben ist von Natur so stark, daß man ihn in dem gemeinen Gebrauche durch die Vermischung mit sanftern Wohlgerüchen mildern muß. Um größern Gewinn davon zu ziehen, kamen die Jäger auf den Einfall, einen Theil des Bisams aus den Blasen wegzunehmen, und die Lüke mit untereinander gehakter Leber und geronnenem Blute des Thieres auszufüllen. Um diesen betrügerischen Vermischungen vorzubeugen, verordnete die Regierung, daß alle Blasen, ehe sie zusammen genäht würden, von Aufsehern

sollten untersucht werden, die sie dann selbst zunähen und mit dem königlichen Siegel bezeichnen sollten. Diese Vorsicht hat zwar die Betrügereien verhindert, welche den innern Werth des Bisams schwächten, aber nicht diejenigen, wodurch sein Gewicht vermehrt wird, indem man eine unmerkliche Oefnung in die Blasen macht, und ein wenig Blei hineinlaufen läßt. (*)

Der tibetische Handel ist nichts in Vergleichung mit demjenigen, welchen Bengala mit Agra, Delhy und den Provinzen treibt, welche in der Nachbarschaft dieser prächtigen Hauptstädte liegen. Man führt ihnen Salz, Zuker, Opium, Seide, Seidenzeuge, außerordentlich viele andere Zeuge, besonders Nesseltücher zu. Diese Gegenstände beliefen sich zusammen ehmals jährlich auf mehr als 40 Millionen. Eine so beträchtliche Summe kam nicht an die Ufer des Ganges; aber sie war Ursache, daß eine fast eben so große Summe daselbst verblieb, welche sonst zur Bezahlung der Auflagen, oder für sonst einen andern Gebrauch aus dem Lande gekommen wäre. Seitdem die Befehlshaber des Mogols sich gleichsam unabhängig gemacht haben, seit sie ihm von seinen Ein-

(*) Alles dieses wissen wir heutiges Tages gar viel vollständiger und richtiger aus dem XIIIten Fascikel der Spicileg. Zoolog. des H. Pallas. A. d. U.

Einkünften nur so viel zuschiken, als sie ihm geben wollen, hat der Pracht am Hofe sehr abgenommen, und die vorgemeldte Ausfuhr ist nicht mehr so stark.

Der Seehandel von Bengala, den die Eingebohrnen treiben, hat nicht die nemliche Abnahme erlitten, aber dagegen war er auch nicht so beträchtlich. Man kann ihn in zwey Zweige abtheilen, wovon Katek den grösten besizt.

Katek ist ein ziemlich großer Strich Landes, ein wenig unterhalb der westlichen Mündung des Ganges gelegen. Balassor, das an einem schiffbaren Flusse liegt, dient ihm zum Seehaven. Die Schiffahrt nach den maldivischen Inseln, welche das ungestümme Klima die Engländer und Franzosen aufzugeben nöthigte, hat sich ganz allein auf diese Rhede gezogen. Man ladet für diese Inseln daselbst Reis, grobe Zeuge, einige Seidenwaaren, und tauscht dafür Kauris ein, welche in Bengala statt der Münze dienen, und den Europäern verkauft werden.

Die Einwohner von Katek und einige andere Völker unten am Ganges, stehen mit Assam in wichtigerer Verbindung. Dieses Königreich, das man für einen ehmaligen Theil von Bengala hält, welches auch nur durch einen Fluß, der sich in den Ganges ergießt, davon abgesondert ist, sollte bekannter seyn, wenn die Behauptung wahr

ist, daß man ihm die Erfindung des Schießpulvers zu danken hat, die von Assam nach Pegu, und von Pegu nach China gekommen ist. Seine Gold- Silber- Eisen- und Bleigruben würden seinen Ruhm noch vermehrt haben, wenn sie recht gebaut worden wären. Mitten unter diesem Reichthume, den es nicht gebrauchte, fehlte ihm das Salz, wornach es ein sehr empfindliches Bedürfnis fühlte: denn man mußte sich mit demjenigen begnügen, welches man aus einigen Pflanzen auskochen konnte.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts predigten einige Bramen aus Bengala ihren Aberglauben in dem Königreiche Assam, wo man nur der natürlichen Religion anhieng. Sie überredeten das Volk, daß es der Gottheit angenehmer seyn würde, wenn es das reine und gesunde Meersalz statt desjenigen, welches ihm dasselbe ersezte, gebrauchen würde. Der Fürst gab seine Einwilligung zur Einfuhr desselben, mit der Bedingung, daß er den ausschließenden Handel desselben treiben, nur Bengaler es bringen, und die Schiffe, welche es führten, sich an den Grenzen des Reiches aufhalten sollten. Seit dieser Einrichtung gehen alle Jahre ungefähr vierzig kleine Schiffe vom Ganges nach Assam, deren Salzladungen einen Gewinn von fast 200 aufs Hundert betragen. Als Bezahlung erhält man ein wenig Gold

und Silber, Elfenbein, Bisam, Adlerholz, Gummilak und vorzüglich Seide. Diese, die ganz einzig in ihrer Art ist, bedarf gar keiner Abwartung. Man erhält sie von Bäumen, auf welchen die Seidenwürmer auskriechen, leben, und alle ihre Verwandlungen ausstehen. Der Inwohner hat blos die Mühe sie zu holen. Die Kokons, welche man vergißt, dienen zu neuem Saamen. Während als derselbe sich entwikelt, treibt der Baum frische Blätter, welche den neuen Seidenwürmern nach und nach zur Nahrung dienen. Diese Veränderungen geschehen des Jahrs zwölfmal, doch mit geringerm Vortheil in der Regenzeit, als in der troknen Jahrszeit. Die Stoffe, welche man von dieser Seide verfertigt, sind sehr glänzend, aber nicht sehr dauerhaft.

Außer diesen zween Zweigen der Schiffahrt, welche die Eingebohrnen aus besondern Ursachen behalten haben, sind den Bengalern alle übrige von den Europäern entrissen worden. Und es konnte auch nicht anders seyn. Wie hätte ein schwaches, behutsames, unterdrüktes Volk, das mit sehr kleinen Schiffen nur langsam längst der Küste hin seegelt, mit Vortheil mit den Fremden wetteifern können, deren Geist alles unternimmt, die in dem Ganges selbst und an allen andern Ufern besondere Vorrechte geniessen, und den Stürmen auf großen Schiffen Troz bieten? Einer

der vorzüglichsten Zweige des Handels, den die Europäer in Bengala mit dem übrigen Indien treiben, besteht in dem Opium. Es wird aus dem weissen Gartenmohn gezogen, an welchem alle Theile einen Milchsaft geben. In der Provinz Bahar wird er vor allen andern Ländern am meisten gebaut. Ihre Felder sind ganz damit bedekt. Außer demjenigen Opium, welches zu Lande verführt wird, gehen jährtich über 600,000 Pfunde über das Meer. Dieses Opium wird nicht geläutert, wie das syrische und persische, dessen wir uns in Europa bedienen. Es ist nur ein unverarbeiteter Teig, dessen Wirkung zehnmal schwächer, als die Wirkung des andern ist.

Die östlichen Völker Indiens lieben alle das Opium außerordentlich. Umsonst haben die chinesischen Geseze die Schiffe, die welches in das Reich einführen, und die Häuser, welche es empfangen würden, zum Feuer verdammt. Die Consummation desselben ist deswegen nicht schwächer worden. Noch beträchtlicher ist sie in Malaka, Borneo, in den moluckischen Inseln, in Java, Makassar, Sumatra, in allen Inseln dieses unermeßlichen Archipelagus. Die Insulaner rauchen es mit dem Tabak. Diejenigen, welche ein verzweifeltes Unternehmen wagen wollen, berauschen sich mit diesem Dampfe. In dieser Trunkenheit stürzen sie sich auf den ersten besten Gegenstand hin, der

ihnen vorkommt, auf einen Menschen, den sie nie gesehen haben, wie auf ihren unversöhnlichsten Feind.

Obgleich der gröste Theil des Handels von Bengala durch die Hände der Europäer geht, und unter ihrer Flagge getrieben wird, so kömmt er doch nicht völlig auf ihre Rechnung. Zwar nehmen die Mogoln, die sich gewöhnlich auf die Orte ihres Reiches einschränken, selten an diesen Ausrüstungen Antheil; allein die Armenier, welche seit den Staatsveränderungen in Persien sich an den Ufern des Ganges niedergelassen haben, wohin sie ehmals nur Reisen unternahmen, legen gern ihre Kapitalien darauf an. Der Zuschuß der Indianer ist noch beträchtlicher. Obgleich die Eingebohrnen unter dem Druke der Regierung unmöglich ihren Reichthum geniessen können, so hindert sie dies doch nicht, ihn zu vermehren. Weil sie zu viel Gefahr laufen würden, wenn sie den Handel öffentlich trieben, so sind sie gezwungen, verdekte Wege zu suchen. Wenn ein Europäer ankömmt, so studieren ihn diese Völker aus, die sich besser auf Menschen verstehen, als man glaubt, und wenn sie ihn haushälterisch, einsichtsvoll und thätig finden, so bieten sie sich ihm zu Mäklern oder zu Kassirern an, leihen oder verschaffen ihm Geld, welches man ihm als einen Antheil an den Schiffen, die er ausrüsten will, (à la

Grosse) oder auf Zins vorschießt, welcher gewöhnlich wenigstens 9 vom 100 ist, und noch stärker wird, wenn man von den Chetz, einer mächtigen Zunft entlehnen muß, welche lang die Bank des Hofes, die Generalpacht des Landes, und die Aufsicht über die Münzen in Händen hatte.

Als die europäischen Handelsleute einsahen, daß es vortheilhaft für sie wäre, näher an den Orten zu seyn, wo ihre Ladungen ausfahren, so zogen sie an dem Arme des Ganges hinauf, welcher, nachdem er sich von dem Hauptstrohme zu Morkhia getrennt hat, sich in den Ozean unter dem Namen des Flusses Ugly verliert. Die Regierung erlaubte ihnen an allen Orten Hütten zu bauen, welche Ueberfluß an Manufakturen haben; sie begieng auch die Unklugheit ihnen die Freiheit zuzugestehen, an allen Ufern dieses Flusses Vestungswerke aufzuwerfen.

Die europäischen Schiffe können das ganze Jahr in den Ganges fahren, den Weinmonat, Wintermonat und Christmonat ausgenommen, in welcher Zeit fast unaufhörliche Stürme die Schiffahrt auf dem bengalischen Meerbusen unmöglich machen. Diejenigen, welche den Flußhinauf fahren wollen, schiffen vorher um das Vorgebirg der Palmbäume herum. Sie werden daselbst von Steuerleuten aus ihrem Volke empfangen, welche zu Balassor wohnen. Das Geld, welches sie

mit sich führen, wird in Boote von ungefähr 60 bis 100 Tonnen vertheilt, welche immer vor den Schiffen her gehen. Sie kommen durch einen engen Kanal, zwischen zween Sandbänken in den Fluß Ugly. Ehmals blieben sie zu Kulpy; aber mit der Zeit wagten sie es, den reissenden Ströhmen, und den aufgethürmten, hin und her getriebenen Sandbänken zu trozen, welche die Schiffahrt auf dem Flusse zu versperren schienen, und seegelten ein jedes nach seinem bestimmten Orte. Mehrere Schiffbrüche folgten auf dieses kühne Unternehmen; aber ihre Anzahl hat in der nemlichen Stufe abgenommen, wie man mehr Erfahrung erlangt und der Beobachtungsgeist sich weiter ausgedehnt hat.

Außer dieser großen Schiffahrt giebt es noch eine andere, wodurch man die Waaren aus der ersten Hand in die Hauptniederlage jeder Gesellschaft kommen läßt. Man bedient sich dazu kleiner Flotten von 80, 100, 120 Schiffen. Bis auf unsre Zeiten sezte man schwarze oder weisse Soldaten darauf, um der unersättlichen Raubsucht der Nabab und Rajah Einhalt zu thun, die man auf dem Wege antraf. Was man von dem Oberganges, Patna, Kassimbazar bezieht, kömmt den Fluß Ugly herab. Die Waaren von den andern Armen des Flusses, welche in dem Innern des Landes alle schiffbar und mit einander

durch Kanäle verbunden sind, besonders gegen dem Niederganges hin, kommen durch Rangasula und Baratola in den Fluß Ugly 15 oder 20 Meilen vom Meere. Von dannen fahren sie alsdann zur Hauptniederlage einer jeden Nation hin.

Bengala liefert nach Europa Bisam, Lak, rothes Holz, Pfeffer, Kauris, und einige andere minder beträchtliche Artikel, welche von andern Orten dahin kommen. Diejenigen, welche Bengala eigen sind, sind Borax, Salpeter, Seide, und Seidenwaaren, Nesseltücher, und tausenderlei Gattungen von Zeugen.

Noch vor wenig Jahren bezahlten die Europäer alles, was sie in Bengala einkauften, mit zwanzig Millionen Livres. Ihr Eisen, ihr Blei, ihr Kupfer, ihre wollne Zeuge, die Spezereien der Holländer wogen ungefähr das Drittheil dieser Summe auf; das übrige bezahlte man mit baarem Gelde. Seitdem die Engländer sich dieses reichen Landes bemächtigt haben, steigt die Ausfuhr, und vermindern sich die Einkünfte, weil die Eroberer einen größern Theil von Waaren wegnehmen und sie mit den Einkünften des Landes bezahlen.

XIII.

Das Königreich Ava und Pegu.

Das Königreich Ava, zu welchem auch das Königreich Pegu gehört, ist sehr groß. Gegen Norden grenzt es an China; gegen Morgen an Tongking, Guinam und Kochinchina; gegen Mittag an das Königreich Siam; gegen Abend zum Theil an das Meer, und weiter hinauf zu hört es bei Chatigam auf, welches an Bengala stößt.

Als die Portugiesen sich in diesem Lande vestsezten, fanden sie es in zwei Reiche getheilt. Die Abassy, die in Europa unter dem Namen der Peguaner bekannt sind, bewohnten das Königreich Pegu, und die Barmer das Königreich Ava. Diese zwei Völker konnten unter Regierungen, die um die Oberherrschaft mit einander wetteiferten, nicht lange in gutem Verständnisse leben. Der König von Ava, der seine Nachbarn um ihren Handel beneidete, brachte im Jahre 1685 eine zahlreiche Armee zusammen, und kündigte ihnen den Krieg an. Er unterjochte die Peguaner, ließ ihren König mit seiner ganzen Familie umbringen, und that alles, um so gar seinen Namen in Pegu zu vertilgen. Die beiden Staaten, die seine Macht vereinigte, machen seitdem nur ein Königreich aus.

In diesem Zustande blieb es bis in das Jahr 1735. Da warfen die Ueberwundenen das Joch ab, und rächten das Blut ihrer alten Herrn. Der Geist der Rache, der in Indien allgemein ist, spornte sie an, daß sie den Tirannen mit seiner ganzen Familie ermordeten, und, da kein rechtmäßiger Fürst mehr übrig war, einen neuen König erwählten. Zwanzig Jahre dauerte der Friede nach diesem Sturme; aber als im Jahre 1755 ein gewisser Alonpra, ein geringer Bauer, seiner Geburt nach ein Barmer, die Fahne der Empörung über das Reich schwang, so wurde der unglükliche Fürst vom Trone gestürzt, und mußte den Kopf auf einem Blutgerüste verlieren. Alonpra's Enkel, neun und zwanzig Jahre alt, trägt jezt die Krone der beiden vereinigten Reiche Ava und Pegu.

Die Peguaner und Barmer sind nicht, wie die meisten andern asiatischen Völker, in Zünfte getheilt. Die einen, wie die andern, lieben ihr Vaterland, das ihnen ihres Lebens Unterhalt im Ueberflusse darbeut. Sie sind höflich, zuvorkommend, leutselig, großmüthig, aber ein wenig allzuempfindlich in Ansehung des Point d'honneur, und bisweilen unausstehliche Zänker. Die Geseze wußten keine bessere Art zu erfinden, sie im Zaum zu halten, als Geldstrafen. Alle Beschimpfungen sind vorhergesehen, und zu einer

Geldbuße angesezt. Ihr Gesezbuch hat viele Aehnlichkeit mit unsern salischen, ripuarischen, und burgundischen Gesezen, und man kann sich vor aller gerichtlichen Verfolgung in Sicherheit setzen, wenn man die Geldstrafe hinterlegt, und den Richtern und Schreibern die Sporteln bezahlt. Nur der Meuchelmord wird mit dem Tode bestraft. Hier bietet wie ehmals in Frankreich und Teutschland das Gesez dem Kläger die Hilfe der gerichtlichen Wasserprobe an, wenn ihm andere Beweise fehlen. Beide Parteien werden feierlich in das Wasser geworfen. Diejenige, welche zuerst wieder oben erscheint, verliert den Proceß. Das einzige Mittel dem Gegner zn entgehen, ist sich zum Sklaven des Kaisers zu machen, und ihm all sein Vermögen abzutreten. Eine solche Abtretung schüzt ihn vor jedem Zwange.

Die Peguaner sind durchgängig sehr mäßig. Ihre ganze Nahrung besteht aus Hülsenfrüchten, oder faulen Fischen, die sie zum Gewürze bei den Ragouts brauchen. Die Ehe ist bei ihnen nicht unauflöslich, und die Geseze geben demjenigen Theile die Freiheit wieder, welcher sie begehrt. Doch hat derjenige, welcher den Scheidbrief giebt, nicht das Recht etwas aus der Haushaltung mitzunehmen, als was er auf dem Leibe trägt. Die Religion in Pegu verbietet ausdrüklich die Polygamie, und nur die Großen, die sich

über die Geseze hinaussetzen, erlauben sich dieselbe. Auch läßt der allgemeine Gebrauch Hurenhäuser zu, wo jeder für sein Geld frei hingehen kann. Die Frauen, die des Ehebruchs überwiesen sind, werden gezwungen, sich in diese Schandhäuser zu begeben. Ueber die Männer, die man dieses Verbrechens überweisen kann, haben die Geseze Todesstrafe gefällt, aber sie kaufen sich immer wieder mit Geld los.

Die gemeinen Weibsleute gehen fast ganz nakt. Sie dürfen nur eine Art von Unterrock tragen, der bis an die Kniee geht. Von hinten her ist er nicht weit genug, um ganz hervorzufallen, so daß ein Weibsbild, wenn es geht, sich stark entblößt. Die Frauen der vornehmen Herrn tragen mehr oder weniger lange Röcke, je nachdem sie einen Rang haben.

Der König von Pegu übt, wie alle asiatischen Fürsten, eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen aus. Alle werden wie seine Sklaven angesehen, und diese entehrende Dienstbarkeit zwingt sie oft, sich äußerlich arm zu stellen, und ihr Geld zur Erbauung einer Pagode oder für den Unterhalt der Diener der Altäre anzuwenden. So oft man vor den Fürsten kömmt, wirft man sich vor ihm nieder mit gefaltenen Händen und bloßen Füssen, die man hinterwärts auf die Schenkel zurükbeugt. Die Großen des Reiches,

die Prinzen vom Geblüte, die Diener der Religion, alle müssen sich zu dieser entehrenden Stellung bequemen.

Bei allen Cerimonien sizt der König auf einem sehr hohen Thron, um zu zeigen, wie sehr er über die Prinzen an seinem Hofe erhaben ist; keiner von diesen darf in der Stadt bleiben, wenn er daraus geht, und man schließt die Thore mit großer Sorgfalt zu. Kurz, er ist so vest überzeugt, daß er mächtig genug ist, um allen Königen der Erde zu befehlen, daß er, wenn er abgespeiset hat, mit Trompetenschall verkünden läßt: Der König aller Könige, der Mächtigste aller Mächtigen seye vom Tische aufgestanden, und es stehe nun allen andern frei, sich daran zu setzen. Er glaubt, daß kein Fürst ein so schönes Reich besitze, als er, und daß die andern Nationen ohne dasselbe nicht seyn könnten. Auch das Volk stekt in diesem Irrthume; es nennt die Fremden **Waldleute**, und verzeiht ihnen alles, was sie gegen seine Gebräuche verfehlen, weil es diese Uebertretungen ihrer natürlichen Grobheit und ihrer schlechten Erziehung zuschreibt.

Die Peguaner und Barmer befolgen alle einerlei Religion, welche mit den Lehren der Bramen übereinkömmt. Die Seelenwanderung ist der Grund derselben, aber in der Anwendung ist sie in etwas modificirt worden. Sie machen sich gar

kein Gewissen, allerlei Thiere, selbst Ochsen zu essen, wenn nur sie nicht ihr Blut vergossen haben. Sie verehren, wie alle Völker in allen vier Theilen unsrer Erde, Heiligen oder Helden, denen sie die Ehre der Vergötterung zugestanden haben. Einer derselben heißt Godeman, welches Wort, wenn es skandinavisch oder sächsisch wäre, so viel als Gottmensch bedeuten würde.

Die Tempel der Peguaner und der Barmer haben ein ehrbares und majestätisches Ansehen. Sie füllen sie nicht mit schändlichen Bildern an, wie die Einwohner der Küste von Koromandel, von Malabar und Bengala. Die Peguaner haben eine besondere Ehrerbietung für den Tempel zu Kelkel bei Siriam; und die Barmer für den Tempel zu Digon bei Rangon, einer Stadt, die Alonpra während seiner unrechtmäßigen Regierung erbaut hat. Dieser lezte Tempel ist auf eine besondere Art gebaut. Er endigt sich kegelförmig und hat weder Thüren noch Fenster. Durch eine am Gipfel angebrachte Oefnung, wo man die goldene Krone sieht, welche Alonpra hinbringen ließ, werfen die Prinzen, die großen Herrn und das Volk die unermeßlichen Reichthümer hinab, welche sie zu Geschenken darbringen. Dieser Schatz muß einer von den kostbarsten auf der Erde seyn, wenn nicht die Priester der Barmer das Geheimnis gefunden haben, ihn durch irgend einen unterirdischen Gang zu plündern.

Es existirt in diesem Reiche eine barbarische Gewohnheit, welche nur der roheste Aberglaube rechtfertigen kann. Wenn man eine Pagode baut, so wirft man die ersten vorbeigehenden in das Fundament. Diese schrekliche Cerimonie muß in einem Lande sehr häufig vorkommen, wo man kein sicherers Recht zum Paradiese erhalten zu können glaubt, als wenn man Tempel und Klöster erbaut.

Die Peguaner und Barmer haben die gröste Ehrerbietung für ihre Priester. Sie tragen den Namen Pongis, den die europäischen Reisenden in Talapoinen verwandelt haben. Als ich in meinen gottesdienstlichen Cerimonien der Völker von diesen Priestern sprach, so sagte ich, daß ihre Einsichten, ihre Klugheit, ihre Uneigennützigkeit, kurz, ihre Tugenden ihnen bei der Regierung eine solche Achtung erworben haben, daß sie ihnen ohne die geringste Schwierigkeit, einen wichtigen Theil der Staatsverwaltung anvertrauet. Ich wiederhole diesen Lobspruch um so viel lieber, da er sonst nicht leicht auf andere asiatische Priester paßt.

Die Reisen der Europäer nach Pegu sind nicht mehr so einträglich, als sie es ehedem gewesen sind. Wenn die Schiffe, welche der Handel dahin zieht, etwas gewinnen wollen, so müssen sie nach Hachem gehen, wo sie Flinten, Schießpulver,

kleine Kanonen, grobe Zeuge, Golddrath, Borten und Tücher hinführen. Sie tauschen dagegen Benzoe, Kampfer und Gold ein, an welchem man heutzutage nur 4 aufs 100 gewinnt. Die andern Gegenstände werfen sehr wenig aus. Sie gewinnen an dem, was sie verkaufen, nicht über 20 bis 25 aufs 100. Der König ist der einzige Handelsmann in seinem Reiche, und befiehlt daher nach dem Preise zu kaufen und zu verkaufen, welchen er vestzusetzen beliebet. Wenn man seiner Habsucht einige Waaren entziehen kann, so verkauft man sie seinem unterdrükten Volke, und der Gewinn ist alsdann viel beträchtlicher.

Lang besassen die Franzosen das Vertrauen der Einwohner von Hachem in ihrem Handel; allein einige unbesonnene Unternehmungen gegen dieses von Natur feige und rachgierige Volk haben es ganz von ihnen abwendig gemacht. Sie werden den Schimpf, den sie im Jahre 1770 von dem Schiffe der Friede, und im Jahre 1775 von dem Sterne zu Borneo empfangen, nie vergessen.

Sobald ein Schiff in dem Haven von Hachem Anker wirft, so muß es den König durch einen Schiffsofficier begrüßen lassen; aber nie darf man mit leeren Händen zu diesem Fürsten kommen. Die Geseze wollen, daß man ihm immer einige Geschenke bringe. Ehedem mußte man, ehe

man

man in sein Gemach trat, die Schuhe ausziehen; heutzutage aber kann man sich von diesem Gebrauche frei machen, wenn man nur ein Paar rothe tüchene Schuhe über diejenigen anzieht, welche man gewöhnlich trägt.

Die Schiffe, welche nach Pegu gehen, werden zu Hachem zum Theil mit Arekanüssen beladen; sie müssen anders zubereitet seyn, als diejenigen, welche man nach der Küste von Koromandel führt, welches macht, daß man sich fast 4 Monate daselbst aufhalten muß. Auf den nikobardischen Inseln machen sie ihre Ladung mit Kokosnüssen vollständig. Diese beiden Gegenstände werden nach Pegu geführt, und man gewinnt immer 35 bis 40 aufs 100.

In Pegu geht der nemliche Gebrauch, wie in Japan, im Schwange. Sobald ein Schiff vor Rangon ankert, so giebt der Gouverneur Befehl, das Steuerruder und die Kanonen auf der Lavette ans Land zu bringen; man muß ein getreues Verzeichnis von allem Schiffsvolke, allen Waffen, die auf dem Schiffe sind, von der] Anzahl der Ballen von Waaren, die man mitbringt, und kurz, von allem geben, was am Bord ist. Man sondert das, was zur Ausrüstung oder zu dem Gebrauche des Schiffes gehört, von demjenigen ab, was verkauft soll werden. Nach dieser

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Poncelin de La Roche-Tilhac, Jean-Charles, 1746-1828

Philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika Nach den Bedingungen des letzten Pariser Friedens zwischen England und Frankreich eingerichtet, worinn der jezige Zustand der Reiche in diesen zween Welttheilen, die Sitten der Einwohner &
Bd.: 1

Strasbourg (1783)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7699 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249588-7
VD18 80286348-001